

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Wann beginnt der
Journalismus?**

**Vorläufer des Journalismus in
der Antike**

**Journalisten im deutschen
Mittelalter?**

**Journalismus und Journalisten
im frühen 17. Jahrhundert**

**Bewusstsein von der Aufgabe
Öffentlichkeit um 1700
in England**

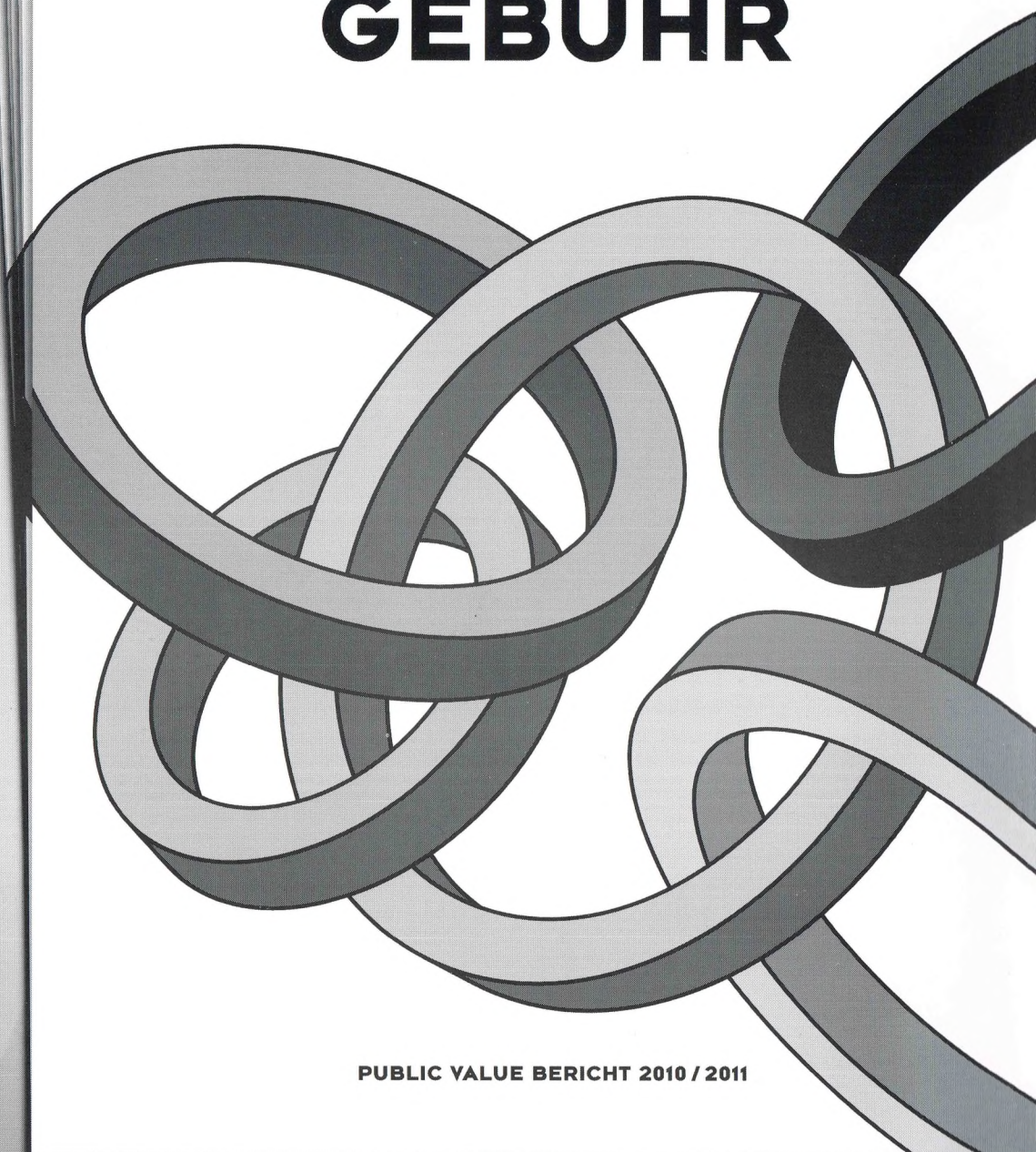
**Journalismus – eine
Profession, die keine ist**

Wann endet der Journalismus?

2/2011

Jahrgang 26

WERT ÜBER GEBÜHR



PUBLIC VALUE BERICHT 2010 / 2011

VERTRAUEN, VIELFALT, VERANTWORTUNG –
ÖFFENTLICH RECHTLICHE QUALITÄT

DER PUBLIC VALUE BERICHT DES ORF 2011 – ABRUFBAR UNTER zukunft.ORF.at

medien & zeit

Inhalt

Vorläufer des Journalismus in der Antike

Ulrich Huttner 4

Journalisten im deutschen Mittelalter?

Rüdiger Brandt / Karl-Dieter Bunting 14

Journalismus und Journalisten im frühen 17. Jahrhundert

Frauke Adrians 26

Bewusstsein von der Aufgabe Öffent- lichkeit – Der Journalistenberuf entsteht um 1700 in England

Horst Pöttker 35

Journalismus – eine Profession, die keine ist

Thomas Birkner 49

Wann endet der Journalismus?

Christina Kieseewetter 59

Rezensionen 75

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien,
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann),
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz (Obmann-Stv.),
Dr. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),
Mag. Christian Schwarzenegger (Obmann-Stv.),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),
Mag. Roland Steiner (Geschäftsführer-Stv.),
Mag. Gisela Säckl (Schriftführerin),
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier),
Katriina Janhunen, Bakk. (Kassier-Stv.),
Mag. Klaus Kienesberger

Redaktion:

Gastherausgeber: Christina Kieseewetter (TU Dortmund),
Horst Pöttker (TU Dortmund)

Lektorat & Layout:

Roland Steiner;
Ulrike Fleschhut, Christina Krakovsky, Eva Tamara Titz

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck, Roland Steiner

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

medien & zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro
Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

medien & zeit, Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

Editorial

Ist der Journalismus am Ende, oder tritt er nur in eine neue Phase seiner Entwicklung? Kommunikationswissenschaftler und Medienpraktiker diskutieren diese Frage angesichts der Kostenlos-Kultur im Internet und der Finanzkrise leidenschaftlich. Die *Süddeutsche Zeitung* ließ in ihrer Essay-Reihe „Wozu noch Journalismus?“ zum Beispiel von Februar bis August 2010 namhafte Journalisten, Wissenschaftler, Blogger und Publizisten zu Wort kommen, die über neue Technologien, Finanzierungsmodelle und den steigenden Einfluss von professioneller PR auf den Journalismus nachdachten. Wir möchten die große Frage nach der Zukunft des Journalismus in diesem Themenheft aus zwei ganz anderen Blickrichtungen beleuchten, die jenseits aller Trends und Branchendaten neue Antworten liefern könnten.

Wo ein Ende sein kann, muss es einen Anfang gegeben haben. Die Autoren dieses Heftes vertreten unterschiedliche Thesen zu der Frage, wann der Journalismus begann. Das lässt Rückschlüsse darauf zu, wann der Journalismus endet, denn sein Beginn zeigt uns wichtige Kriterien, die augenscheinlich erfüllt sein müssen, um vom Aufkommen des Journalismus zu sprechen. Sind diese Kriterien heute bedroht oder gar bereits verdrängt worden?

Ulrich Huttner entdeckt schon in der Antike journalistische Handlungen, mit denen politische Debatten und Entscheidungen genauso wie Kriegsnachrichten und Veranstaltungshinweise öffentlich gemacht wurden. Karl-Dieter Bunting und Rüdiger Brandt sehen in den Sangspruchdichtern des Mittelalters die ersten Journalisten, denn sie trugen nicht nur Klatsch und Tratsch, sondern auch wichtige Nachrichten von Dorf zu Dorf. Frauke Adrians verortet den Beginn des Journalismus in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit dem Entstehen der ersten Zeitungen, die zwar sehr niedrige Auflagen, aber ein großes Publikum hatten. Im England des frühen 18. Jahrhunderts sieht Horst Pöttker den Beginn des Journalismus, da Publizisten wie Daniel Defoe, Richard Steele, Jonathan Swift oder Joseph Addison in ihren politischen Zeitschriften erstmals über das Selbstverständnis ihres Berufs reflektierten. Thomas Birkner schließlich argumentiert, dass man von professionellem Journalismus erst um 1900 reden könne, als sich mit Ökono-

misierung und Standesbewusstsein ein „modernes Selbstbeobachtungssystem“ herausgebildet habe.

In jedem dieser Aufsätze entdecken wir Hinweise auf journalistische Perspektiven, die in ihrer Zeit erstaunlich hellsichtig erscheinen. Wir sehen aber auch Faktoren, die die Entwicklung des Journalismus behindert haben. Christina Kiesewetter greift diese Punkte in ihrem Beitrag auf und leitet aus ihnen ab, wo der Journalismus heute steht.

Auch bei der Auswahl unserer Autoren haben wir auf einen anderen Blickwinkel geachtet. Mit Beginn und Ende des Journalismus setzen sich ein Alt-Historiker, zwei Germanisten, zwei Journalistinnen und zwei Sozialwissenschaftler auseinander. Damit hoffen wir, eingefahrene Argumentationen zu durchbrechen, um das Wesentliche wieder stärker in den Blick zu nehmen.

Wann der Journalismus beginnt, hängt offenbar vor allem von den Kriterien ab, die in den Begriff des Journalismus eingehen. Wenn diese Ausgabe von *medien & zeit* die Frage nach Anfang und Ende des Journalismus erwartungsgemäß nicht endgültig beantworten kann, liefert sie doch eine Fülle von historischem Material, mit dessen Hilfe Leser von ihren eigenen Kriterien aus nach Antworten suchen können. Eins aber zeigt sich unabhängig davon, was unter Journalismus verstanden wird: Über die Zukunft dieses Berufs lässt sich nur etwas herausfinden, wenn man sich mit seiner Entwicklung, seiner Vergangenheit befasst. Jenseits der unterschiedlichen Fachkulturen eint unsere Autoren das historische Interesse. Insofern ist dieses Heft auch ein Beispiel dafür, dass (Kommunikations-)Geschichte alles andere als überflüssig ist, vielmehr einen erheblichen praktischen Nutzen hat. Gegenwart lässt sich nur verstehen, Zukunft nur aus diesem Verständnis heraus beeinflussen, wenn man weiß, woraus die Gegenwart entstanden ist.

CHRISTINA KIESEWETTER,
HORST PÖTTKER

Vorläufer des Journalismus in der Antike

Ulrich Huttner (Theologische Fakultät, Humboldt-Universität Berlin)

Informationsmonopol und Manipulation von Informationen¹

Nachdem Iulian, der designierte Nachfolger auf den Kaiserthron, im Jahr 357 n. Chr. bei Straßburg den Alamannenkönig Chnodomar besiegt hatte, war es für interessierte Zeitgenossen kein Leichtes, an glaubwürdige Informationen über die Schlacht zu kommen. Denn der regierende Kaiser Constantius II. suchte den militärischen Erfolg für sich zu verbuchen. Wenige Jahrzehnte später schildert Ammianus Marcellinus jene Problematik in seiner *Römischen Geschichte*, in der er Constantius II. nicht zuletzt wegen seiner eiteln Ruhmsucht generell ein schlechtes Zeugnis ausstellt:

„Durch die Großsprecherei von Schmeichlern nämlich neigte er zur Überheblichkeit und verbreitete damals und später in öffentlich präsentierten Mitteilungen (eigentlich ‚Edikten‘) hochmütig zahlreiche Lügen, nämlich dass er (obwohl er doch beim Geschehen gar nicht dabei war) allein in der Schlacht gekämpft, gesiegt und die unterwürfigen Stammeskönige aufgerichtet habe, und das schrieb er gleich einige Male; und wenn er sich gerade in Italien aufhielt und irgendein Heerführer tapfer gegen die Perser gekämpft hatte, so erwähnte er diesen in seinem wortreichen Text nicht, sondern versandte zum Schaden der Provinzen die Siegesnachricht, in der er in gehässiger Prahlerei darauf hinwies, er habe in den ersten Reihen gefochten.“²

Ammianus Marcellinus registriert hier ein be-

klemmendes Informationsmonopol des Kaisers, das einer der Realität des Geschehens verpflichteten Berichterstattung im Wege stand. Iulian erkannte das Dilemma und versuchte seinerseits, seinen Anteil am Sieg von Straßburg ins rechte Licht zu rücken.³ Dass seine publizistische Initiative letztlich von Erfolg gekrönt war, ergibt ein Querschnitt durch die antike Überlieferung über jene Schlacht, wo von Constantius keine Rede mehr ist.

Der antike Historiker hatte sich also mit politisch bedingten Informationsdefiziten und bewussten Manipulationen auseinanderzusetzen.⁴ Der Bericht des Ammianus erinnert überdies an die Kommunikationsmechanismen seiner Zeit, die auf Boten und Briefen basierten und den Nachrichtenfluss bis in die entfernten Winkel des römischen Herrschaftsgebietes lenkte: Wenn kaiserliche Truppen am Euphrat kämpften, dann erfuhr man davon alsbald auch in den Administrationszentren Britanniens. Dass die Figur des Kaisers und seine Entourage derlei Erfolgsmeldungen dominierten, war die Regel.

Nachrichtentransfer und Öffentlichkeit⁵

Ammianus Marcellinus und andere gebildete Zeitgenossen hatten Zugriff auf die mehr oder weniger manipulierten Meldungen über die Schlacht bei Straßburg, weil sie diese Meldungen lesen konnten. Die breite Öffentlichkeit profitierte vom Nachrichtentransfer allerdings schon deswegen nur eingeschränkt,⁶ weil sie mit dem

¹ Vgl. zu diesem Zusammenhang Hölsle, Vittorio: *Moral und Politik. Grundlagen einer politischen Ethik für das 21. Jahrhundert*. München 1997, S.443-446.

² Ammianus Marcellinus 16,12,69 (eigene Übersetzung).

³ Vgl. Stenger, Jan: *Hellenische Identität in der Spätantike. Pagane Autoren und ihr Unbehagen an der eigenen Zeit*. Berlin / New York 2009, S.255f.

⁴ Vgl. Ando, Clifford: *Imperial ideology and provincial loyalty in the Roman Empire*. Berkely u.a. 2000, S.117-130; ferner Timpe, Dieter: *Antike Geschichtsschreibung. Studien zur Historiographie*. Darmstadt 2007, S.250-256 (orig. 1986).

⁵ Grundlegend zum Nachrichtentransfer in der Antike immer noch Riepl, Wolfgang: *Das Nachrichtenwesen des*

Altertums. Leipzig/Berlin 1913 (Ndr. Hildesheim / New York 1973).

⁶ Zur Rolle der Öffentlichkeit als Kommunikationsforum Zimmermann, Clemens: *Kommunikation und Medien*. In: Van Dülmen, Richard (Hrsg.): *Das Fischer Lexikon Geschichte*. Frankfurt/Main 22003, S.238-259, hier S.242-244. Zur Bedeutung der „Öffentlichkeit“ für den Journalisten Pöttker, Horst: *Der Beruf zur Öffentlichkeit. Über Aufgabe, Grundsätze und Perspektiven des Journalismus in der Mediengesellschaft aus der Sicht praktischer Vernunft*. In: *Publizistik* 2/2010, S.107-128; aus pressegeschichtlicher Perspektive Schulz, Andreas: *Der Aufstieg der „vierten Gewalt“*. *Medien, Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter der Massenkommunikation*. In: *Historische Zeitschrift*

Medium Schrift nicht ausreichend vertraut war.⁷ Allerdings waren in den antiken Gesellschaften die mündlichen Traditionen stets stark genug, um ein Netz von Kommunikationsflüssen instandzuhalten, das unabhängig von der Fähigkeit des Lesens und Schreibens funktionierte;⁸ die Professionalisierung der Rhetorik, die während des 5. Jhs. v. Chr. einsetzt und wichtige Impulse aus den Griechenstädten Siziliens erhielt,⁹ flankierte den mündlichen Informationsfluss. Die Institution des Herolds (gr. keryx) kennen schon die Epen Homers im 8./7. Jh. v. Chr.;¹⁰ seine Aufgabe war es etwa, die Heeresversammlung einzu-berufen.¹¹ In der Odyssee werden Herolde als „Arbeiter für das Volk“ (gr. demio-ergoi)¹² deklariert und so in ihrer öffentlichen Funktion gewürdigt. Auch die Götter haben ihre professionellen Boten, Hermes vor allem, der mit dem Attribut des Heroldsstabes (kerykeion) dargestellt wird, aber auch Iris. Zu den Funktionsträgern einer griechischen Polis zählte zuweilen auch der keryx, allerdings nicht in jedem Fall um die städtische Öffentlichkeit mit Informationen zu versorgen, sondern als Gesandter oder mit sakralen Funktionen. Zentrale Bedeutung maß man denjenigen Boten bei, die Nachrichten von Kriegsschauplätzen übermittelten und im Griechischen auch als „angeloi“ oder „presbeis“ bezeichnet werden.¹³ Nikias etwa, der von 415 bis 413 v. Chr. für die Athener auf

Sizilien Truppen befehligte, war stets darauf bedacht, seine Mitbürger zu Hause auf dem Laufenden zu halten, und schickte Gesandte, die Briefe des Feldherrn übergeben, aber auch mündlich Mitteilung machen sollten. Dabei war er sich bewusst, dass die athenische Volksversammlung mit Hiobsbotschaften nur schwer umgehen konnte.¹⁴ Eine sachliche Berichterstattung, einhergehend mit dem Respekt vor der Mündigkeit des

Publikums, die zu den Qualitätsmerkmalen des Journalismus in der modernen Demokratie zählen,¹⁵ konnte in der antiken Demokratie zum Problem werden.

Ebenfalls von Kriegsgeschehnissen, aber auch von anderen dramatischen Entwicklungen, berichten Boten, die in den athenischen Tragödien auftreten. Im Agamemnon des Aischylos aus dem Jahr 458 v. Chr. trifft ein Bote aus Troia ein,

um in Argos Bericht über den Krieg zu erstatten und die Siegesgewissheit in der Bevölkerung zu stärken. Die eigentliche Erfolgsmeldung war zuvor schon durch eine Kette von Feuerzeichen vom fernen Kriegsschauplatz eingetroffen, offensichtlich eine technische Errungenschaft des 5. Jhs.¹⁶ Berühmt geworden ist die Erzählung vom Marathonlauf: Nach dem Sieg der athenischen Streitkräfte gegen die persischen Angreifer in der Küstenebene von Marathon 490 v. Chr. sei ein Soldat in voller Bewaffnung nach Athen gerannt, habe die Siegesnachricht verkündet und sei dann

Eine sachliche Berichterstattung, einhergehend mit dem Respekt vor der Mündigkeit des Publikums, die zu den Qualitätsmerkmalen des Journalismus in der modernen Demokratie zählen, konnte in der antiken Demokratie zum Problem werden.

270/2000, S.65-97.

⁷ Zum Problem der Alphabetisierung exemplarisch Havelock, Eric A.: *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Weinheim 1990. Die Schrift verfügt – wie jedes Medium – über eine soziale Dimension, die den Zugang beschränkt. Vgl. dazu Crivellari, Fabio / Sandl, Marcus: *Die Medialität der Geschichte. Forschungsstand und Perspektiven einer interdisziplinären Zusammenarbeit von Geschichts- und Medienwissenschaften*. In: *Historische Zeitschrift* 277/2003, S.619-654. hier S.634f.

⁸ Vgl. Kloft, Hans: *Kommunikation – Antike*. In: Dinzelsbacher, Peter (Hrsg.): *Europäische Mentalitätsgeschichte*. Stuttgart 1993, S.362-370.

⁹ Dazu Stroh, Wilfried: *Die Macht der Rede. Eine kleine Geschichte der Rhetorik im alten Griechenland und Rom*. Berlin 2009, S.41-69.

¹⁰ Vgl. Mader, Bernhard: ΚΗΡΥΞ. In: *Lexikon des frühgriechischen Epos* 2. Göttingen 1991, Sp.1409-1413.

¹¹ Homer, *Ilias* 2,50f.

¹² Homer, *Odyssee* 19,135.

¹³ Zum griechischen Gesandtschaftswesen vgl. Kienast,

Dietmar: *Presbeia*. In: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft* Suppl. 13 (1974), Sp.499-628.

¹⁴ Thukydides 7,8-10.

¹⁵ Vgl. Meier, Klaus: *Journalistik*. Konstanz 2007, S.14-16; Pöttker, Horst: *Jude und Deutscher. Heinrich Heine als Pionier des modernen Journalismus*. *Deutsche Presseforschung* xy, S.(6).

¹⁶ Aischylos, *Agamemnon* 1-39 u. 503-582; vgl. Meier, Christian: *Die politische Kunst der griechischen Tragödie*. München 1988, S.117f. Das Beispiel fand Eingang in die Geschichte der Informationstechnik. Dazu Eurich, Claus: *Tödliche Signale. Die kriegsgerichtliche Geschichte der Informationstechnik*. Frankfurt/Main 1991, S.32-35. Grundlegend zur antiken „Telegraphie“ Diels, Hermann: *Antike Technik. Sieben Vorträge*. Leipzig/Berlin 21920, S.71-90. Ferner Gützlaf, Melsene: *Polybios, der Leonardo des Altertums. Erfinder und Geschichtsschreiber im 2. Jahrhundert v. Chr.* In: Peter, Ulrike / Seidlmayer, Stephan J. (Hrsg.): *Mediengesellschaft Antike? Information und Kommunikation vom alten Ägypten bis Byzanz*. Berlin 2006, S.35-50.

tot zusammengebrochen. Allerdings fehlt diese Überlieferung in den frühesten Nachrichten zum Persersieg Athens und ist wohl als patriotische Legende einzustufen.¹⁷

In einer demokratisch organisierten Polis wie Athen, in der die politische Entscheidungsfindung auf der breiten Basis der gesamten Bürgerschaft ruhte, war ein Mindestmaß an Informiertheit Voraussetzung einer vernünftigen Politik. Daher mussten die wesentlichen Informationen öffentlich gemacht werden.¹⁸ Dazu trugen die genannten Boten und Herolde ebenso bei wie Debattenredner in der Volksversammlung, auch wenn diese zugleich das Publikum zu manipulieren suchten.¹⁹ Fehlentscheidungen wie der Feldzug der Athener gegen Sizilien im Jahr 415 v. Chr., der zwei Jahre später in einer militärischen Katastrophe endete, waren auch auf das mangelnde Expertenwissen der Bürger zurückzuführen. Sie machten sich von der Kriegführung auf der fernen Insel und den zu bewältigenden Schwierigkeiten keine Vorstellung.

Ein Indiz für den politischen Willen, Informationen der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, sind die zahllosen Inschriften der griechischen Städte, in denen politische Beschlüsse für alle sichtbar aufgezeichnet sind. Vermutlich ist es kein Zufall, dass gerade im demokratisch organisierten Athen besonders viele Inschriftensteine aufgestellt wurden.²⁰ Zahlreiche Dekrete enthalten eine (in der Inschrift wiedergegebene) Bestimmung, den Text in Stein meißeln und an einem exponierten Platz (etwa der Akropolis oder der Agora) aufstellen zu lassen.²¹ So gerieten die politischen Beschlüsse zu Monumenten des öffentlichen Raumes, deren Autorität auf die wei-

teren Entscheidungen der Bürgerschaft Einfluss nahm.²² Zugleich gab es auch die Möglichkeit, Erlasse und Verlautbarungen von öffentlichem Interesse auf vergänglichem Material zu publizieren, etwa auf geweißten Holztafeln, die nur für eine bestimmte Zeit ausgestellt wurden.²³ In Rom kann man klar zwischen der Publikation rechtlich bindender Dokumente auf vergänglichem Material (geweißte Tafeln) und der öffentlichen Repräsentation jener Texte in einem präventösen Rahmen (Marmor-, Bronzeinschriften) unterscheiden.²⁴ Allerdings existieren aus der Zeit vor Augustus (27 v. bis 14 n.Chr.), als Rom durch eine von der Volksversammlung kontrollierte Senatsaristokratie regiert wurde (Zeit der römischen Republik), noch relativ wenige Inschriften.²⁵ Der Informationsanspruch der römischen Bürger schlug sich aber auch im Gesetzgebungsverfahren nieder: Denn der Gesetzesvorschlag musste mindestens drei Wochen schriftlich aushängen (sog. „promulgatio“), ehe die Volksversammlung darüber abstimmte.²⁶

Die römische Öffentlichkeit der Kaiserzeit wurde nicht nur mit kaiserlichen Rechtssatzungen, Edikten von Magistraten und Senatsbeschlüssen konfrontiert²⁷, sondern auch mit der Selbstdarstellung des Kaisers. Kaiser Augustus verfasste kurz vor seinem Tod eine bilanzierende Würdigung seiner Herrschaft (*Res Gestae*, „Tatenbericht“), die in Form einer Bronzeinschrift vor seinem Mausoleum in Rom zu lesen war und von der sich – eingemeißelt in die Wand des zentralen Tempels – ein fast vollständiges Exemplar in Ankara erhalten hat.²⁸ Inschriftlich publizierte Tatenberichte von Herrschern hatte es in der Geschichte des Altertums immer wieder gegeben, von den ägyptischen Pharaonen über die ptolemäischen

¹⁷ Vgl. Frigo, Thomas: *Marathonlauf*. In: Der Neue Pauly 7. Stuttgart (u.a.) 1999, Sp. 846.

¹⁸ Vgl. Hansen, Mogens Herman: *Die athenische Demokratie im Zeitalter des Demosthenes. Struktur, Prinzipien und Selbstverständnis*. Berlin 1991, S.323f.

¹⁹ Grundlegend zur Debattenkultur in Athen Mann, Christian: *Die Demagogen und das Volk. Zur politischen Kommunikation im Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr.* Berlin 2007. Vgl. Kluwe, Ernst: *Meinungsbildung in der athenischen Polis und ihren Gliederungseinheiten*. In: Kinzl, Konrad H. (Hrsg.): *Demokratia. Der Weg zur Demokratie bei den Griechen*. Darmstadt 1995, S.350-371 (orig. 1983).

²⁰ Vgl. Hedrick, Charles W. jr.: *Writing, reading, and democracy*. In: Osborne, Robert / Hornblower, Simon (Hrsg.): *Ritual, finance, politics. Athenian democracy accounts presented to David Lewis*. Oxford 1994, S.157-174.

²¹ Vgl. Guarducci, Margherita: *Epigrafia Greca II*. Roma 1969, S.35f.

²² Vgl. Hölkeskamp, Karl-Joachim: *(In-)Schrift und*

Monument. Zum Begriff des Gesetzes im archaischen und klassischen Griechenland. In: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 132/2000, S.73-96, bes. S.88-90.

²³ Vgl. Guarducci, Margherita: *Epigrafia Greca I*. Roma 1967, S.439f.; Robert, Louis: *Die Epigraphik der klassischen Welt*. Bonn 1970, S.15.

²⁴ Vgl. Eck, Werner: *Administrative Dokumente: Publikation und Mittel der Selbstdarstellung*. In: Ders.: *Die Verwaltung des römischen Reiches in der hohen Kaiserzeit 2*. Basel/Berlin 1997, S.359-385.

²⁵ Vgl. die Bestandsaufnahme von Ferrary, Jean-Louis: *La gravure de documents publics de la Rome républicaine et ses motivations*. In: Haensch, Rudolf (Hrsg.): *Selbstdarstellung und Kommunikation. Die Veröffentlichung staatlicher Urkunden auf Stein und Bronze in der Römischen Welt*. München 2009, S.59-74.

²⁶ Vgl. Wesener, Gunter: *Promulgatio*. In: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft* Suppl. 9 (1962), Sp.1239-1241; Meyer, Ernst: *Römischer Staat und Staatsgedanke*. Darmstadt 1961, S.193f.

Könige und die römischen Kaiser bis zu den Sassanidenkönigen in Persien.²⁹ Ein spezifisches Medium kaiserlicher Repräsentation waren die sog. „Historischen Reliefs“, die den Kaiser in figurenreichen Szenen als Wohltäter und militärischen Sieger präsentierten.³⁰ Sonderformen dieser „Historischen Reliefs“ fanden sich an monumentalen freistehenden Säulen, deren spiralförmig nach oben ziehende Reliefs in einer großen Zahl detaillierter Bilder den Ablauf ganzer Kriege erzählten.³¹ Die erste dieser Säulen war die des Kaisers Traian in Rom, die im Jahr 113 n. Chr. eingeweiht wurde und die beiden Feldzüge gegen die Daker (101/102, 105-107) darstellte. Für die Rezeption dieser Reliefs ist von Bedeutung, dass die Details im oberen Teil der Säule mit bloßem Auge gar nicht wahrzunehmen waren. – Bilder zählten gerade in der Kaiserzeit ohnehin zu den wichtigsten Medien: Durch sie wurde die Reichsbevölkerung am nachdrücklichsten darüber informiert, wenn ein neuer Kaiser regierte; denn allorten zierte sein Porträt die neugeprägten Münzen.³² Auf den Straßen und Plätzen der Städte sowie in öffentlichen Gebäuden begegneten den Passanten seine Standbilder beinahe auf Schritt und Tritt.³³ Eine Reihe von griechischen Städten signalisierten unter den römischen Kaisern politisches Selbstbewusstsein, indem sie – bisweilen auf private Initiative hin – an zentralen Orten die für die

Kommune einschlägigen rechtsgültigen Dokumente ausstellten.³⁴ Instruktiv ist der Theaterbau von Aphrodisias (westliches Kleinasien), dessen Wände übersät waren mit Erlassen der römischen Autoritäten, vor allem mit Briefen der Kaiser, in denen die Privilegien der Stadt bekräftigt wurden. Dieses steinerne Archiv wurde allerdings erst suk-

zessive ergänzt, nachdem mit Hilfe der auf Papyrus niedergeschriebenen Vorlagen um 200 n. Chr. ein Grundbestand älterer Dokumente in einem Zug eingemeißelt worden war.³⁵

Die Ausgrabungen in den im Jahr 79 n. Chr. vom Vesuv verschütteten und außergewöhnlich gut konservierten Städten Pompeii und Herculaneum präsentieren an den

Hauswänden unzählige Graffiti, die zum Teil über öffentliche oder private Neuigkeiten informieren: Aufrufe zu Kommunalwahlen finden sich ebenso wie die Ankündigung von Gladiatorenspielen, Geburts- ebenso wie Todesanzeigen.³⁶

Im Römischen Reich entwickelte sich ein leistungsfähiges Nachrichtensystem, das mithilfe von Boten Textmeldungen in relativ kurzer Zeit von Rom in die Provinzen und von den Provinzen nach Rom übermitteln konnte. Unter günstigen Bedingungen und bei ständigem Wechsel der Reitpferde konnten so an einem Tag (24 Stunden)

²⁷ Vgl. Kolb, Anne: *Wege der Übermittlung politischer Inhalte im Alltag Roms*. In: Weber, Gregor / Zimmermann, Martin (Hrsg.): *Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jhs. n. Chr.* Stuttgart 2003, S.127-144, hier S.135-139 mit dem Hinweis, daß die Dokumente auch öffentlich verlesen werden konnten.

²⁸ Vgl. Bringmann, Klaus / Wiegandt, Dirk: *Augustus. Schriften, Reden und Aussprüche*. Darmstadt 2008.

²⁹ Vgl. Schmitt, Hatto: *Zum literarischen Selbstzeugnis des Herrschers. Die Res gestae Divi Augusti im Vergleich*. In: Neukam, Peter (Hrsg.): *Die Antike in literarischen Zeugnissen* 22. München 1988, S.160-183.

³⁰ Vgl. Torelli, Mario: *Typology and structure of Roman Historical Reliefs*. Ann Arbor 1982; nützliches Kompendium mit repräsentativer Bildauswahl: Hannestad, Niels: *Roman art and imperial policy*. Aarhus 1986. Vgl. auch Zanker, Paul: *Augustus und die Macht der Bilder*. München 1987; R. - Alföldi, Maria: *Bild und Bildersprache der römischen Kaiser*. Mainz 1999.

³¹ Zu der Tradition dieser Schlachtendarstellungen vgl. Borchardt, Jürgen: *Schlacht und Triumph. Schlachtendarstellungen in der Antike*. In: Mandl, Gerfried /

Steffelbauer, Ilja (Hrsg.): *Krieg in der antiken Welt*. Essen 2007, S.316-355.

³² Vgl. Kolb, *Wege der Übermittlung*, S.129-132; ferner Wolters, Reinhard: *Nummi Signati. Untersuchungen zur römischen Münzprägung und Geldwirtschaft*. München 1999, S.308-320.

³³ Vgl. Pekáry, Thomas: *Das römische Kaiserbild in Staat, Kult und Gesellschaft*. Berlin 1985; exemplarisch Boschung, Dietrich: *Gens Augusta. Untersuchungen zu Aufstellung, Wirkung und Bedeutung der Statuengruppen des julisch-claudischen Kaiserhauses*. Mainz 2002; zum religiösen Kontext Price, Simon R.F.: *Ritual and power. The Roman imperial cult in Asia Minor*. Cambridge 1984, S.170-206.

³⁴ Vgl. Haensch, Rudolf: *Die Städte des griechischen Ostens*. In: Haensch, *Selbstdarstellung*, S.173-187.

³⁵ Vgl. Reynolds, Joyce: *Aphrodisias and Rome*. London 1982, S.33-37.

³⁶ Eine repräsentative Auswahl in Weeber, Karl-Wilhelm: *Decius war hier ... Das Beste aus der römischen Graffiti-Szene*. Zürich/Düsseldorf 1996. Weiterführend Schmidt, Manfred G.: *Einführung in die lateinische Epigraphik*. Darmstadt 2004, S.73-78.

300 km zurückgelegt werden. Die staatlichen Transporteinrichtungen, auf die sich der zügige Nachrichtentransfer stützen konnte, werden mit einem spätantiken Terminus zusammenfassend als „cursus publicus“ bezeichnet. Der cursus publicus stellte sicher, dass an den gut ausgebauten Straßen ausreichend Unterkünfte und Transportmittel zur Verfügung standen. Seine Hauptaufgabe war es indes, eine reibungslose Administration zu gewährleisten, er diente also dem Transport und der Kommunikation der staatlichen Funktionsträger und Kuriere.³⁷ Dass auf diesem Wege ein größeres Publikum mit aktuellen Nachrichten aus entlegenen Gegende versorgt wurde, war eher ein Nebeneffekt.

Ein eigenes Kommunikationsnetz bildete sich seit dem 1. Jh. n. Chr. zwischen den christlichen Gemeinden heraus, das einen regen Austausch über organisatorische, disziplinarische oder theologische Probleme gewährleistete. Paulus adressierte Briefe an Gemeinden wie Korinth oder Rom, um aus der Distanz kraft seiner Autorität dem örtlichen Regelungsbedarf entgegenzukommen. Diese Schreiben wurden von einer breiten christlichen Öffentlichkeit ebenso zur Kenntnis genommen wie im 4. Jh. die Festbriefe der alexandrinischen Bischöfe, die in den ägyptischen Gemeinden die Termine für den österlichen Ritus anberaumten.³⁸

Aktualität und Aktualisierung

Moderner Journalismus erfordert Stetigkeit, nur so können Aktualität und Aktualisierung gewährleistet werden. Dem dient die Periodizität journalistischer Medien. Auch in der Antike lassen sich Bemühungen verzeichnen, Nachrichten nicht nur punktuell (etwa im Falle eines Schlachtensieges)

zu registrieren, zu bearbeiten und zu publizieren, sondern sie kontinuierlich auf einen aktuellen Stand zu bringen. Spätestens im 6. Jh. v. Chr. wurden Listen geführt, in denen die Jahresbeamten einer Polis – etwa die Archonten in Athen oder – alle vier Jahre – die Sieger bei den Olympischen Spielen eingetragen wurden.³⁹ Vergleichbare Aufzeichnungen gab es für die römischen Konsuln, die ebenfalls jährlich wechselten.⁴⁰ In Kriegszeiten publizierten griechische Städte Listen mit den Namen ihrer jüngst gefallenen Mitbürger und anderer Kombattanten; die Inschriften dienten dem Gedenken.⁴¹ Aus Athen sind – einmal mehr – besonders viele dieser Denkmäler bekannt.⁴²

Eine Bestandsaufnahme täglicher Ereignisse erforderten die Ephemeriden, die in der unmittelbaren Umgebung Alexanders des Großen während des Feldzuges gegen die Perser (334–323 v. Chr.) angefertigt wurden. Diese Ephemeriden (wörtlich etwa: „tägliche Aufzeichnungen“; im modernen Griechisch die Vokabel für „Tageszeitung“) sind nur in dürftigen Auszügen erhalten, die in der griechischen Geschichtsschreibung zitiert werden. Für die letzten Tage des Königs finden sich dort detaillierte Berichte: über Tagesbefehle und Gastmähler, Opferhandlungen und Besprechungen, auch über körperliche Beschwerden Alexanders.⁴³ Egal ob es sich bei den Ephemeriden um ein authentisches Hofstagebuch oder eine nachträgliche literarische Fiktion handelt,⁴⁴ hier deutet sich in der Aura des Königs journalistisches Potential an: eine ständig aktualisierte Buchführung über den Alltag des Faszinosums.

Dass die chronologische Dimension der römischen Geschichte besonders vom Jahresrhythmus geprägt ist, hat mit den jährlichen Aufzeichnungen des Pontifex Maximus, des höchsten sakralen

³⁷ Grundlegend Kolb, Anne: *Transport und Nachrichtentransfer im Römischen Reich*. Berlin 2000.

³⁸ Vgl. Klauck, Hans-Josef: *Die antike Briefliteratur und das Neue Testament*. Paderborn u.a. 1998, S.327–330 (mit Überlegungen zur kommunikativen Grundstruktur des frühen Christentums); Marksches, Christoph: *Schrieben Christen andere Briefe als Heiden? Zur brieflichen Kommunikation in der kaiserzeitlichen Antike*. In: Peter/Seidlmayer, *Mediengesellschaft Antike?*, S.113–130.

³⁹ Vgl. Chaniotis, Angelos: *Historie und Historiker in den griechischen Inschriften. Epigraphische Beiträge zur griechischen Historiographie*. Stuttgart 1988, S.186–219; ferner Samuel, Alan E.: *Greek and Roman chronology. Calendars and years in classical antiquity*. München 1972, S.189–241. Speziell zu den athenischen Archontenlisten Dinsmoor, William Bell: *The Athenian archon list in the light of recent discoveries*. New York 1939. Verantwortlich für die Siegerlisten bei den Olympischen Spielen

zeichneten die offiziell bestellten Hellanodiken. Dazu Sinn, Ulrich: *Das antike Olympia. Götter, Spiel und Kunst*. München 2004, S.108–110.

⁴⁰ Vgl. Samuel, *Chronology*, S.253–276; exemplarisch Bodel, John: *Chronology and succession 2: notes on some consular lists on stone*. In: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 105/1995, S.279–296.

⁴¹ Beispiele aus Athen, wo Jahr für Jahr neue Listen aufgestellt wurden, bei Meiggs, Russell / Lewis, David (Hrsg.): *A selection of Greek historical inscriptions to the end of the fifth century*. Oxford 21988, S.73–76 nr.33 (26) und S.125–128 nr.48 (5. Jh. v. Chr.). Ein Beispiel aus Messene: *Supplementum Epigraphicum Graecum* 47 (1997), nr.406 (3. Jh. v. Chr.).

⁴² Vgl. Clairmont, Christoph W.: *Patrios nomos. Public burial in Athens during the fifth and fourth centuries B.C. The archaeological, epigraphic-literary and historical evidence*. Oxford 1983, S.46–54.

Würdenträgers, zu tun, der spätestens seit dem 4. Jh. v. Chr. über das Jahr besondere Denkwürdigkeiten sowie den Tag des jeweiligen Ereignisses registrierte und schließlich auf einer geweißten Tafel (s. o.) notieren ließ.⁴⁵ Die Tafel wurde vor dem Amtssitz des Pontifex Maximus der Öffentlichkeit präsentiert. Über den Inhalt dieser Tafel gewinnt man aus den historischen Quellen nur ein bruchstückhaftes Bild, es scheint sich jedoch vorwiegend um Ereignisse von sakralem Belang gehandelt zu haben, Katastrophen und Unglücksfälle, die eine Versöhnung mit den Göttern verlangten. Die Verfinsterung von Sonne und Mond zählte ebenso dazu wie Getreideteuerungen. Im 2. Jh. v. Chr. oder wenig später wurden diese „Priesterjournale“ in 80 Büchern zusammengefasst und boten als „Annales Maximi“ der römischen Historiographie eine wichtige Grundlage.⁴⁶ Eine andere thematische Kategorie behandelten die „Acta diurna“ (wörtlich: Aufzeichnung von „Tagesereignissen“), die zwar landläufig an modernen Presseorganen gemessen werden, aus den Quellen allerdings nur so unzureichend rekonstruiert werden können, dass sich ein solcher Vergleich wohl verbietet.⁴⁸ Zu ihrer Gestaltung leistete Caesar während seines Konsulats im Jahr 59 v. Chr. einen entscheidenden Beitrag, indem er auch Senatsprotokolle publizieren und so die Öffentlichkeit über die Entscheidungsprozesse des politischen Machtzentrums unterrichten ließ. Für einen politisch interessierten Zeitgenossen wie Cicero zählten die „Acta“ zu den maßgeblichen Informationsquellen, in der Fremde ließ er sie sich zuschicken, um sich über

die politischen Tagesereignisse in Rom ins Bild zu setzen. Allerdings dauerte es nicht lange, bis Augustus die Interna aus dem Senat wieder der Geheimhaltung unterwarf.

Jedoch Skandalgeschichten um hochrangige Politiker erfuhr man auch weiterhin aus den „Acta diurna“, ebenso wie andere Begebenheiten von öffentlichem Interesse in Rom, etwa kaiserliche Baumaßnahmen, außergewöhnliche Naturereignisse oder die Geburts- und Heiratsanzeigen prominenter Persönlichkeiten. Der Historiker Tacitus (Anfang 2. Jh. n. Chr.) hielt den Inhalt der städtischen „Acta diurna“ weitgehend für banal, mit einem seriösen Geschichtswerk verträglich derlei nicht. Nur ein einziges Mal wird in der antiken Überlieferung aus den „Acta“ zitiert, nämlich im Zusammenhang mit den Akklamationen, mit denen der Senat im Jahr 222 n. Chr. den neuen Kaiser Severus Alexander begrüßte.⁵⁰

Die Quelle (Historia Augusta) ist jedoch unzuverlässig und voller fiktiver Dokumente, so dass man dem Zitat jegliche Authentizität absprechen muss. Trotz zahlreicher Erwähnungen der „Acta diurna“ in den antiken Texten ist über die Publikationsform nichts bekannt.⁵¹ Wie der Interessent an den Text gelangte, bleibt unklar. Ebenso wenig lässt sich sagen, ob die Zeitgenossen tatsächlich mit einer täglichen Publikation der Nachrichten rechnen konnten. Immerhin lässt sich erschließen, dass die „Acta diurna“ archiviert wurden, denn die antiken Geschichtsschreiber und Enzyklopädisten griffen immer wieder gerne darauf zurück.

Eine andere thematische Kategorie behandelten die „Acta diurna“ (wörtlich: Aufzeichnung von „Tagesereignissen“), die zwar landläufig an modernen Presseorganen gemessen werden, aus den Quellen allerdings nur so unzureichend rekonstruiert werden können, dass sich ein solcher Vergleich wohl verbietet.

⁴⁵ Plutarch, Alexander 75; Arrian, Anabasis 7,25f.

⁴⁶ Als literarische Fiktion beurteilt von Pearson, Lionel: *The Diary and the letters of Alexander*. In: *Historia* 3/1955, S.429-455. Vgl. Seibert, Jakob: *Alexander der Große*. Darmstadt 21981, S.5f. Samuel, Alan E.: *Alexander's Royal Journals*. In: *Historia* 14/1965, S.1-12 geht davon aus, dass Alexander nicht kontinuierlich Tagebuch führen ließ, sondern dass den „Ephemeriden“ genuin babylonische Quellen zugrunde lagen.

⁴⁷ Riepl, *Nachrichtenwesen*, S.376f. bezeichnet den Pontifex Maximus als den ältesten „Redakteur, Herausgeber und Verleger in Rom“ und erkennt hier die Wurzeln des „antiken Zeitungswesens“.

⁴⁸ Vgl. Walter, Uwe: *Memoria und res publica. Zur Geschichtskultur im republikanischen Rom*. Frankfurt/Main 2004,

S.196-204.

⁴⁹ Die Anfänge des Zeitungswesens werden etwa auf der Website von World Association of Newspapers mit den *acta diurna* assoziiert: <http://www.wan-press.org/article/2822.html> (21. November 2010).

⁴⁸ Grundlegend zu den „acta diurna“ Baldwin, Barry: *The acta diurna*. In: *Chiron* 9/1979, S.189-203; vgl. Weeber, Karl-Wilhelm: *Zeitung. In: Alltag im alten Rom. Das Leben in der Stadt. Ein Lexikon*. Düsseldorf/Zürich '2000, S.417f.

⁴⁹ Tacitus, *Annalen* 13,31,1.

⁵⁰ *Historia Augusta*, Severus Alexander 6,2-5.

⁵¹ In der Regel vermutet man eine Erstpublikation auf geweißten Tafeln (vgl. o. bei Anm. 23): Kolb, *Wege der Übermittlung*, S.140 mit Anm.71.

Recherche und Qualitätsanspruch

Zu den zentralen Ansprüchen des modernen Journalismus zählt die Wahrhaftigkeit, er steht im Pressekodex des Deutschen Presserates an erster Stelle. Die „wahrhaftige Unterrichtung der Öffentlichkeit“ erfordert im Vorfeld sorgfältige Recherchen, die ebenfalls im Pressekodex gefordert werden.⁵² Analoge Ansprüche wurden von antiken Historiographen erhoben, deren engagiertesten Werke sich gerade mit der Zeitgeschichte auseinandersetzten, wo das Quellengefüge dem des Journalisten ähnelt.⁵³ Der Athener Thukydides (ca. 460 bis nach 404 v.Chr.) hat hier eine wegweisende Methodik entwickelt, die sich in Passagen liest wie eine Anleitung zum Qualitätsjournalismus.⁵⁴ Thema des Thukydides ist der Peloponnesische Krieg (431 bis 404 v.Chr.), der eine tiefe Kluft zwischen Athen und Sparta riss und ganz Griechenland in große Not stürzte. Thukydides war insofern ein Leidtragender, als er erfolglos ein athenisches Flottenkontingent führte und daraufhin seine Heimatstadt verlassen musste. Ressentiments sind seiner Berichterstattung dennoch nicht anzumerken, vielmehr zieht er sich stets auf einen unabhängigen Standpunkt zurück. Gleich bei Ausbruch des Krieges begann er mit Recherchen, wie er selbst zu Beginn des Werkes betont,⁵⁵ und setzte sie kontinuierlich fort. In einem eigenen „Methodenkapitel“ legt Thukydides über die Prinzipien seiner Berichterstattung und Analyse Rechenschaft ab.⁵⁶ Ihn zeichnet eine grundsätzliche Skepsis gegenüber Nachrichten aus, egal ob es sich um altüberkommene Traditionen oder Augenzeugenberichte handelt. Er scheute im Rahmen seiner Recherchen keine Mühe, um den Fakten zu ihrem Recht zu verhelfen: „Die Geschehnisse des Krieges glaubte ich nicht auf Grund beiläufiger Informationen niederschreiben zu dürfen, auch nicht so, wie es mir richtig schien, sondern – egal ob ich selbst dabei war oder ob andere mich informierten – indem

ich jede Einzelheit mit größtmöglicher Genauigkeit erforschte.“⁵⁷ Thukydides wertete offensichtlich unzählige Interviews aus, ohne allerdings in der Regel die Leser über seine Informanten aufzuklären. Der Darstellung des Historiographen ging somit eine akribische Wahrheitssuche voraus, allerdings unterbleibt eine detaillierte Rechenschaft über diesen Prozess. Der Vergleich mit den Methoden des modernen Journalismus wurde in der Thukydidesforschung jedoch noch aus einem weiteren Grund angestellt: Thukydides schreibe durchaus tendenziös; er wolle die Leser von seiner eigenen Sicht der historischen Realität überzeugen und wähle daher die Informationen so aus, dass sie diese Perspektive stützten, ohne konträre Informationen völlig unterdrücken zu können.⁵⁸ Die Darstellung des Thukydides ist offensichtlich sukzessive entstanden, einzelne Aktualisierungen lassen sich dem überlieferten Text ablesen. Nach dem Ende des Krieges leitete er eine tiefgreifende Schlussredaktion ein; dabei gelang es ihm freilich nicht, alle Ungereimtheiten auszuräumen.⁵⁹

Eine andere Intention als bei Thukydides steckt hinter den *Commentarii*, die Caesar über seinen Krieg gegen die Gallier (58–51 v.Chr.) verfasste und die von den Griechen auch als „*Ephemeris*“ (vgl. o. bei Anm. 43) bezeichnet wurden: Im Gewand einer nüchternen Kriegsberichterstattung steckt die Apologie des Statthalters, der vor den politischen Instanzen Roms einen eigenmächtigen Eroberungsfeldzug zu rechtfertigen hatte. Überliefert ist das Werk in sieben Büchern (ein achttes aus der Feder des Cäsarvertrauten Hirtius kam hinzu), die jeweils ein Kriegsjahr abdecken. Viel spricht dafür, dass Caesar Winter für Winter über seine Maßnahmen dem Senat Bericht erstattete und diese Berichte nach Abschluss des Gallischen Krieges überarbeitete und zu einem Werk zusammenfasste.⁶⁰ Wie breit die Öffentlichkeit war, die Caesar mit seinen Berichten über die paar Hundert Senatsmitglieder hinaus erreichte, ist

⁵² Pressekodex des Deutschen Presserates in der Fassung vom 3.12.2008. In: <http://www.presserat.info/inhalt/der-pressekodex/pressekodex.html> (23. Juli 2010).

⁵³ Grundlegend Koselleck, Reinhart: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt/Main 2000, S.246–264 (orig. 1988). Vgl. Voit, Hartmut: „*Zeitgeschichte als Aufgabe*“ – Überlegungen in geschichtsdidaktischer Absicht. In: Demantowsky, Marko / Schönemann, Bernd (Hrsg.): *Zeitgeschichte und Geschichtsdidaktik. Schnittmengen – Problemhorizonte – Lernpotentiale*. Bochum/Freiburg 2004, S.19–34, hier S.31: „Das historische Interview (oral history) ist seit der Antike die für alle Zeitgeschichten typische Quellenart.“

⁵⁴ Vgl. Momigliano, Arnaldo: *The Classical foundations of modern historiography*. Berkeley/Los Angeles/Oxford

1990, S.40–44.

⁵⁵ Thukydides 1,1,1.

⁵⁶ Thukydides 1,20–23. Guter Überblick über die Problematik bei Meister, Klaus: *Die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Antike*, Bd. 1. Paderborn 1997, S.243–255.

⁵⁷ Thukydides 1,22,2 (eigene Übersetzung).

⁵⁸ Vgl. Badian, Ernst: *From Plataea to Potidaea. Studies in the history and historiography of the Pentecontaetia*. Baltimore/London 1993, S.127f. (orig. 1990; konkreter Vergleich mit einem Journalisten der *Washington Post*).

⁵⁹ Vgl. Will, Wolfgang: *Thukydides und Perikles. Der Historiker und sein Held*. Bonn 2003, S.321–367.

⁶⁰ Vgl. Rüpke, Jörg: *Wer las Caesars bella als commentarii?* In: *Gymnasium* 99/1992, S.201–226, hier S.216–218.

ungewiss.⁶¹ Cicero, der zu den führenden Senatoren jener Zeit zählte, nahm das Werk jedenfalls aufmerksam zur Kenntnis.⁶²

„Caesars Darstellung erweckt den Anschein vollkommener Objektivität.“⁶³ Zwar gilt das Augenmerk selbstverständlich vor allem der militärischen Leistung des Oberkommandierenden (der in der überlieferten Fassung stets – distanziert – in der dritten Person über sich schreibt), dennoch kommt die Würdigung der Unterfeldherren nicht zu kurz. Auch den Gegnern – in römischer Sicht handelt es sich um Barbaren – wird der Respekt nicht versagt.⁶⁴ Der Bericht umfasst Truppenbewegungen und Schlachten sowie Verhandlungen und taktische Vorkehrungen, aber auch geographische und ethnographische Exkurse werden in den Text eingestreut. Alle militärischen Initiativen Caesars lassen sich mit römischen Interessen erklären und entsprechen römischen Rechtsvorstellungen. Jedoch beeindruckte Caesars Überzeugungsarbeit keineswegs alle Zeitgenossen, nicht nur seine tendenziösen Rechtfertigungsversuche, sondern auch mangelhafte Recherche, also schlichte Defizite in der Dokumentation, wurden ihm zum Vorwurf gemacht.⁶⁵

Der Jude Flavius Iosephus suchte gezielt die gebildete Öffentlichkeit zu erreichen,⁶⁶ als er seine in aramäischer Sprache abgefasste Darstellung über den großen Aufstand der Juden gegen die Römer (66-73 n. Chr.) mit Hilfe von Spezialisten ins Griechische übertragen ließ, freilich erst einige Jahre nachdem der letzte jüdische Widerstandsherd niedergeschlagen worden war. Flavius Iosephus war nicht der erste, der über den Krieg Bericht erstattete, und so setzte er sich zum Ziel, die Untauglichkeit früherer Darstellungen zu entlarven: Die Autoren seien entweder schlecht informiert oder parteiisch gewesen.⁶⁷ Dabei fiel es Iosephus, dessen Orientierung am Geschichts-

werk des Thukydides unverkennbar ist,⁶⁸ sichtlich schwer, sich seinerseits auf einen gänzlich neutralen Standpunkt zurückzuziehen, zumal er anfangs an der Führung des Aufstandes maßgeblich beteiligt war und sich dann als Kriegsgefangener mit den Römern arrangieren musste. Einerseits konnte er seine Betroffenheit über das Leid der Juden nicht verhehlen, andererseits sah er sich gehalten, der militärischen Übermacht Roms seinen Respekt zu zollen.

Einige Etappen des Krieges, vor allem die Anfangsphase, schildert Iosephus aus eigener Anschauung; seine eigene Rolle gibt er – ähnlich wie Caesar – in der dritten Person wieder. Nachdem er in Gefangenschaft geraten war, machte er Aufzeichnungen über seine Beobachtungen im römischen Lager und lauschte aufmerksam den Überläufern aus dem belagerten Jerusalem.⁶⁹ Wegen seiner Vertrautheit mit dem Heerwesen zählt der *Jüdische Krieg* des Iosephus – neben Caesars *Gallischem Krieg* – zu den fundamentalen literarischen Quellen zur römischen Militärgeschichte.

„Kriegsberichterstattung“ und kaiserliche Repräsentation

Thukydides, Caesar, Flavius Iosephus, aber auch der eingangs genannte Ammianus Marcellinus zählen zu den wegweisenden Repräsentanten antiker Zeitgeschichtsschreibung: Sie alle konzentrieren sich auf die Genese und Abläufe von Kriegen, an denen sie persönlich teilhatten, und erheben den Anspruch, eine wahrheitsgetreue und sachgerechte Darstellung abzugeben.⁷⁰ Sowohl Alexander der Große als auch Hannibal führten in ihrem Gefolge Historiographen mit, die über die Feldzüge schrieben.⁷¹ Ob angesichts jener Werke der Begriff der Kriegsberichterstattung gerechtfertigt ist, steht in Frage, da die Publikation der Berichte

⁶¹ Mensching, Eckart: *Caesars Bellum Gallicum. Eine Einführung*. Frankfurt/Main 1988, S.31-36 geht davon aus, dass sich das überarbeitete Gesamtwerk nicht an die Senatoren, sondern vor allem an die Honoratioren der italischen Städte richtete.

⁶² Cicero, Brutus 262 (allerdings aus einer Rückschau von mehreren Jahren).

⁶³ Meier, Christian: *Caesar*. Berlin 1982, S.310.

⁶⁴ Vgl. Mensching, *Caesars Bellum Gallicum*, S.94-109.

⁶⁵ Sueton, Caesar 56,4.

⁶⁶ Zum Publikum des Iosephus vgl. Mason, Steve: *Of audience and meaning: reading Josephus' Bellum Judaicum in the context of a Flavian audience*. In: Sievers, Joseph / Lembi, Gaia (Hrsg.): *Josephus and Jewish history in Flavian Rome and beyond*. Leiden/Boston 2005, S.71-100. Allgemein zu Iosephus Chapman, Honora: *Josephus*. In: Feldherr, Andrew (Hrsg.): *The Cambridge Companion to the Roman historians*. Cambridge 2009, S.319-331.

⁶⁷ Iosephus, *Bellum Iudaicum* 1,1.

⁶⁸ Vgl. Mader, Gottfried: *Josephus and the politics of historiography. Apologetic and impression management in the Bellum Iudaicum*. Leiden/Boston/Köln 2000, S.5-10 und S.148-150.

⁶⁹ Iosephus, *Contra Apionem* 1,49.

⁷⁰ Vgl. Chaniotis, Angelos: *War in the Hellenistic world. A social and cultural history*. Malden/Oxford 2005, S.217: „Writing history in ancient Greece to a great extent means writing about wars, especially about wars that the historian himself had experienced...“

⁷¹ Zu Alexander: Pearson, Lionel: *The lost histories of Alexander the Great*. Chico 1983 (orig. 1960) und Meißner, Burkhard: *Historiker zwischen Polis und Königshof. Studien zur Stellung der Geschichtsschreiber in spätklassischer und frühhellenistischer Zeit*. Göttingen 1992, S.331-346; zu Hannibal: Seibert, Jakob: *Forschungen zu Hannibal*. Darmstadt 1993, S.12.

den Ereignissen um Jahre, mindestens aber um Monate hinterherhinkte.⁷²

Über die unterschiedlichen Interessen, die sich an Kriegsberichte knüpfen, erteilt – jenseits der erhaltenen monumentalen Werke zeitgeschichtlichen Zuschnitts – eine Episode Aufschluss, die den Konflikt zwischen authentischer Information und Manipulation plastisch vor Augen führt:⁷³ Schon in Zeiten der römischen Republik war es

Usus unter mächtigen Politikern geworden, zeitgeschichtliche Darstellungen in Auftrag zu geben, um so der eigenen Lebensleistung den Glorienschein der literarischen Überlieferung zu sichern.⁷⁴ Daher schrieb der Kaiser Lucius Verus im Winter 165/66 n. Chr. gegen Ende seines erfolgreichen Partherfeldzuges einen Brief an seinen alten Lehrer Fronto, in dem er ihm die Zusendung diverser Dokumente zusicherte, um auf dieser Grundlage eine fundierte Darstellung des Krieges zu gewährleisten: Kopien von Briefen, die einzelne Kommandeure an Lucius Verus adressiert hatten, die eigene Kriegskorrespondenz des Kaisers, offenbar auch Geländekarten, Aufzeichnungen (*commentarii* – vgl. Caesar) zweier Generäle, darüber hinaus auch ein eigenes Memorandum. Überdies wies er Fronto auf seine Reden hin, sowohl vor dem Senat als auch vor den Truppen, nicht zuletzt auf Unterhandlungen, die er mit den Parthern geführt hatte. Der Kaiser scheute keine Mühe, Fronto mit Informationen zu versorgen, solange dieser seine Leistungen in „hellem Licht erstrahlen lasse“.⁷⁵ Ausgerechnet das Werk des Thukydides nennt er als Bezugsrahmen, damit sind die Ansprüche hoch gesteckt. Zuletzt erkennt der Kaiser nüchtern an, dass es der Geschichtsschreiber ist, der die Bewertung von historischen Ereignissen vornimmt: „Kurz: Meine Leistungen, welcher Art sie

auch sind, sind selbstverständlich so groß, wie sie sind. Aber sie werden so groß in Erscheinung treten, wie du es willst.“⁷⁶

Der Kaiser steuert also die Berichterstattung über „seinen“ Krieg, allerdings nicht indem er von vorneherein eine offizielle Version aufoktroziert, sondern indem er den Informationsfluss kanalisiert und seinen eigenen Anteil am Erfolg behutsam hervorhebt.⁷⁷ Die Abhängigkeit Fron-

tos vom Kaiser, den er in früheren Jahren vor allem in der Disziplin der Rhetorik unterrichtet hatte, gewährleistet, dass er den Erwartungen gerecht würde.⁷⁸ In einem Brief, den Fronto etwa zu jener Zeit an den Bruder des Lucius Verus, den zweiten Kaiser Marcus Aurelius, richtete und der unter dem Titel *Principia historiae* („Prolog zum Ge-

schichtswerk“) überliefert ist, verdeutlicht der hochrangige Senator, welches Bild er von Lucius Verus zu zeichnen gedachte: das des überlegenen Feldherrn, der sich nicht zu schade war, die Strapazen seiner Soldaten zu teilen, das Idealbild des römischen Kommandeurs also.⁷⁹ Trotz des Drängens des Lucius Verus und trotz der Bereitschaft Frontos scheint das Werk *Über den Partherkrieg* jedoch nie erschienen zu sein.⁸⁰

Dass andere Zeitgenossen – völlig unausgewogene – Darstellungen jenes Krieges verfassten, geht aus den bissigen Bemerkungen Lukians hervor, dessen Heimat am Euphrat von den Auseinandersetzungen mit den Parthern unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen wurde und der in einer Reihe von Pamphleten generell den Finger auf die Wunden seiner Zeit legte. In einem Traktat mit dem Titel *Wie man Geschichte schreiben muss*, das er damals konzipierte, kritisiert er diejenigen Autoren aufs schärfste, die ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Ereignisse den römischen

Ob angesichts jener Werke der Begriff der Kriegsberichterstattung gerechtfertigt ist, steht in Frage, da die Publikation der Berichte den Ereignissen um Jahre, mindestens aber um Monate hinterherhinkte

⁷² Bellamy, Christopher / Holmes, Richard: *War correspondants. In: The Oxford Companion to military history*. Oxford 2001, S.971-974 beginnen ihren Überblick im 19. Jh.

⁷³ Vgl. zum Folgenden ausführlich und mit anderen Akzentuierungen Strobel, Karl: *Zeitgeschichte unter den Antoninen: Die Historiker des Partherkrieges des Lucius Verus*. In: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II* 34,2 (1993), S.1315-1360.

⁷⁴ Vgl. Mehl, Andreas: *Römische Geschichtsschreibung*. Stuttgart (u.a.) 2001, S.71-75.

⁷⁵ Fronto, *Ad Verum* 1,2,1 (van den Hout 1988, p.108).

⁷⁶ Fronto, *Ad Verum* 1,2,3 (van den Hout 1988, p.109);

eigene Übersetzung).

⁷⁷ Fündling, Jörg: *Lucius Verus: seine Lobredner, seine Kritiker und sein Platz in der Herrschaft*. In: Rathmann, Michael (Hrsg.): *Studien zur antiken Geschichtsschreibung*. Bonn 2009, S.235-260, hier S.238 spricht von einer „Medienoffensive“ (Anführungszeichen auch im Zitat).

⁷⁸ Vgl. Champlin, Edward: *Fronto and Antonine Rome*. Cambridge (Mass.)/London 1980, S.115-117.

⁷⁹ Fronto, *Principia Historiae* 13-17 (van den Hout 1988, p.210-212).

⁸⁰ Vgl. Champlin, Fronto, S.142; Hout, Michel P.J. van den: *A Commentary on the Letters of M. Cornelius Fronto*. Leiden (u.a.) 1999, S.462-464.

Heerführern ein Loblied sängen; das sei keine Geschichtsschreibung (*historía*), denn diese dulde nicht die geringste Lüge. Dass es auf Seiten der Feinde 70.236 Gefallene in einer Schlacht gegeben habe und auf Seiten der Römer nur zwei, sei doch ein Ding der Unmöglichkeit. Nicht nur politisches Verständnis und Darstellungskraft gehörten zu den fundamentalen Voraussetzungen für die historiographische Arbeit, sondern auch intensive Recherchen: Die Befragung von unvoreingenommenen Augenzeugen müsse eigene Beobachtungen ergänzen. Für die Beschreibung einer Schlacht sei die Perspektive der Vogelschau (bzw. die Warte des Zeus!) zu empfehlen.⁸¹

Das Bekenntnis zu den Fakten und zur neutralen Berichterstattung zählen zum Standardrepertoire historiographischer Selbstdarstellung und finden sich in zahlreichen Proömien antiker Geschichtsschreibung wieder. Den größten Bekanntheitsgrad errang die Ankündigung des Tacitus in seinen *Annalen* (die allerdings keinen zeitgenössischen Stoff behandelten), er wolle „ohne Antipathie und ohne Sympathie“ (*sine ira et studio*) Geschichte schreiben.⁸² Dieses Diktum, das sich bei Tacitus vor allem aus seinem gebrochenen Verhältnis zur Kaiserherrschaft erklärt und an das er sich selbst keineswegs konsequent gehalten hat, avancierte in der Moderne zur Parole gegen Tendenzpublizistik und Gesinnungsjournalismus.⁸³

Fazit:

Für einen Journalismus nach modernen Maßstäben war in der Antike kein Raum, weder Griechenland noch Rom konnte einen Begriff davon entwickeln.⁸⁴ Mehrere Gründe sind für diesen Sachverhalt in Anschlag zu bringen:

1. Die technischen und kulturellen Voraussetzungen hemmten eine rasche und weite Verbreitung von Nachrichten. Eine Mediengesellschaft gab es ebenso wenig wie Medienvielfalt.⁸⁵
2. Ein Interesse an aktuellen Informationen bestand vorwiegend in den politischen Machtzentren und bei den Entscheidungsträgern, war also jenseits der griechischen Demokratien und abseits der politischen Institutionen und Residenzen von vorneherein beschränkt.
3. Die Kontrolle bzw. Verifizierung von Informationen war schwierig, Manipulationen waren allgegenwärtig und oft in der Hand der politischen Entscheidungsträger.

Dennoch wurden in der Antike Modelle und Mechanismen entwickelt, Formen „journalistischer Handlungsweise“ sozusagen,⁸⁶ die Vergleiche mit modernem Qualitätsjournalismus ermöglichen. Denn jeder der drei genannten Faktoren ist zu modifizieren bzw. anders zu akzentuieren:

1. Die technische Entwicklung sowie die Institutionalisierung von Transport- und Kommunikationssystemen beschleunigten nach und nach die Nachrichtenübermittlung.⁸⁷
2. Die antiken Stadtkulturen und ihre politischen Instanzen entwickelten ein reges Interesse an aktuellen Informationen, vor allem an solchen, die für eine politische Entscheidungsfindung vonnöten waren.
3. Die im griechischen Kulturraum entwickelten Prinzipien der Geschichtsschreibung, die sich auch und vor allem mit Zeitgeschichte befasste, rekurrten immer wieder auf den Wahrheitsbegriff. Die Verzerrung von Tatsachen war verpönt, das Faktum konstituierte den unverrückbaren Maßstab.

Ulrich HUTTNER (1965)

Dr.; ist Privatdozent für Alte Geschichte an der Universität Leipzig und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin (Exzellenzcluster TOPOI). Nach Studium (Alte Geschichte, Lateinische Philologie, Klassische Archäologie) und Promotion in München lehrte er Alte Geschichte in Leipzig, Dortmund und Berlin. Schwerpunkte: Römische Kaiserzeit, Kleinasien, frühes Christentum, Epigraphik

⁸¹ Lukian, *Wie man Geschichte schreiben muß* 7; 14-34; 47-49 (20 zu den Gefallenenzahlen; 34 zu den Voraussetzungen des Geschichtsschreibers; 47 zu den Recherchen; 49 zur Vogelschau).

⁸² Tacitus, *Annalen* 1,1,3. Zur Geschichte und Bedeutung dieser Formel Vogt, Joseph: *Tacitus und die Unparteilichkeit des Historikers*. In Pöschl, Viktor (Hrsg.): *Tacitus*. Darmstadt 1986, S.49-69 (orig. 1936).

⁸³ Die Websites diverser Medienorganisationen lassen sich mit Hilfe der Suchmaschinen auf das taciteische Dictum hin durchsuchen und liefern reichhaltige Ergebnisse.

⁸⁴ Für die Professionalisierung des Journalistenberufes bildet

ohnehin erst das 18. Jh. den Ausgangspunkt. Vgl. Requate, Jörg: *Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufes im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich*. Göttingen 1995, S.117-124.

⁸⁵ Vgl. die Beiträge in Peter / Seidlmayer (Hrsg.), *Mediengesellschaft Antike?*

⁸⁶ Vgl. Pöttker, *Jude und Deutscher*, (S.3)

⁸⁷ Beschleunigung zählt zu den wesentlichen Kategorien der Mediengeschichte. Vgl. dazu Mersch, Dieter: *Medientheorien zur Einführung*. Hamburg 2009, S.170-180.

Journalisten im deutschen Mittelalter?

Rüdiger Brandt (Institut für Germanistik, Universität Duisburg-Essen)
& Karl-Dieter Bunting (Institut für Germanistik, Universität Duisburg-Essen)

Einleitung

Auf die Frage, was ein Journalist ist, antwortet die englische *Wikipedia*-Seite: „A journalist collects and disseminates information about current events, people, trends, and issues.“¹ Auf der deutschen Seite findet man: „Ein Journalist [...] ist gemäß dem Deutschen Journalisten-Verband ‚hauptberuflich an der Verbreitung und Veröffentlichung von Informationen, Meinungen und Unterhaltung durch Massenmedien beteiligt‘.“² Nach der englischen Definition wäre dann auch ein Geheimdienstler ein Journalist; nach der deutschen könnte man, je nach Auffassung des zweiten „und“, Peter Merseburger den Journalistenstatus absprechen oder ihn Mario Barth zuweisen. Unabhängig von der Dignität dieser Quellen machen die Akzente der Erläuterungen auf ein methodisches Problem aufmerksam: Ein Journalist gehört, da das Wort keine gesetzlich geschützte Berufsbezeichnung ist, zu denjenigen Beschreibungsobjekten, die ihre Konkretisierung nicht in objektiver Form erfahren können, sondern deren Bedeutung erst in kulturell-gesellschaftlichen Diskursen hergestellt wird. Es gibt keine verbindlichen Definitionen, sondern nur gesellschaftliche Vorstellungen über das, was Journalisten ausmacht, und es gibt innerhalb des Berufsstandes Selbstbilder. Theoretischen Forderungen stehen bedauernde Bestandsaufnahmen der Praxis gegenüber (unabhängig vs. abhängig, wirkungsvoll vs. wirkungslos, kritisch vs. affirmativ, gebildet vs. zu wenig gebildet, mediale Kennerschaft vs. medialer Dilettantismus, ehrlich vs. unehrlich usw.). Auch *Funktionen*, die Journalisten zugeschrieben werden oder die sie sich selbst zuschreiben, sind solche kulturell-diskursiven Konstrukte. Selbst die Wissenschaft ist zerstritten – man vergleiche

Baudrillards Diktum, Journalisten hätten geradezu die gesellschaftliche Aufgabe der *Verhinderung* von Kommunikation.³

Außen- und Selbstbilder entwickeln sich innerhalb des Verlaufs der Geschichte unter dem Einfluss verschiedener Rahmenbedingungen. So lassen sich phasenweise eher positive oder eher negative Einschätzungen feststellen. Ob es schon im Mittelalter Journalisten gegeben hat, lässt sich mithin abstrakt nicht beantworten: Da der *Begriff*, die Sache, jeweils synchron Produkt gesellschaftlicher Diskurse ist, kann der Begriff auch der Entstehung eines *Terminus* für die Sache prinzipiell vorausgehen; daher spricht das Fehlen des Wortes Journalist vor dem 17. Jh. noch nicht gegen eine Existenz dessen, was dieses Wort bedeutet, im Mittelalter. In der Journalismusforschung selbst ist die diskursive Komponente mittlerweile präsent und wird bereits in Lehrbücher aufgenommen⁴.

Das immer noch zitierte Grundlagenwerk von Baumert⁵ unterscheidet in der Entwicklung des deutschen Journalismus vier Epochen. Die erste davon reiche bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts; Baumert nennt sie „präjournalistisch“ und sieht sie gekennzeichnet durch „eher sporadisches, grundsätzlich nicht berufsmäßig betriebenes Nachrichtenwesen“. Hier tauchen also einige der o.a. Kennzeichen auf; die Tätigkeit des Journalisten wird geknüpft an das Liefern von *Nachrichten*; diese Tätigkeit wird *beruflich* ausgeübt, und sie ist *kontinuierlich*. Durch die Markierung „bis Mitte 16. Jh.“ würde man auch das Mittelalter dieser *präjournalistischen* Epoche zuschlagen müssen; die Titelfrage dieses Aufsatzes wäre dann negativ zu beantworten. Dem steht gegenüber, dass der Terminus Journalist schon auf Mitglieder der schreibenden Zunft des Mittelalters angewen-

¹ <http://en.wikipedia.org/wiki/Journalist> (27. September 2010).

² <http://de.wikipedia.org/wiki/Journalist> (27. September 2010).

³ Vgl. Baudrillard, Jean: *Pour une critique de l'économie politique du signe*. Paris 1995.

⁴ Vgl. den Untertitel von Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. 2. Aufl. Wiesbaden 2004.

⁵ Vgl. Baumert, Dieter Paul: *Die Entstehung des deutschen Journalismus*. München/Leipzig 1928, pass.

det worden ist. Wohl das erste Mal war das der Fall in Wilhelm Scherers *Geschichte der deutschen Literatur* (Erstauffl. 1883). Scherer klassifiziert damit für die Zeit vom Beginn der Völkerwanderung bis zum 10. Jh. eine Gruppe von Autoren, die er als „Sänger“, ab dem 9. Jh. als „Spilleute“ bezeichnet:

„... der berufsmäßige deutsche Dichter ... war ein unsteter Sänger, der von Ort zu Ort ziehend sein Brot verdiente. Und wollen wir sein Wesen vollkommen scharf bezeichnen, so müssen wir ihn für den Journalisten seiner Zeit erklären. Denn der Journalist ist nicht an Feder, Tinte, Papier und Druckerschwärze gebunden. Journalist ist, wer von Zeit zu Zeit, in kürzeren oder längeren Pausen, das Publikum über wichtige Vorkommnisse der Gegenwart unterrichtet. Das Mittel, dessen er sich dabei bedient, ist heute die Zeitung; vor dreihundert Jahren war es die Flugschrift, vor sechshundert Jahren war es das Lied. Und wie vor sechshundert Jahren verhielt es sich auch vor zwölfhundert Jahren. Die wandernden Sänger, die von einem Fürstenhofe zum andern zogen und die neuesten Nachrichten brachten, können mit demselben Recht als Journalisten bezeichnet werden, wie die Beamten eines telegraphischen Büros oder die Redakteure und Korrespondenten einer Zeitung. [...] Die Poeten sind die Organe der öffentlichen Meinung, und sie sind daher auch die Organe derer, welche die öffentliche Meinung zu beherrschen wünschen. [...] Im 11. Jh. erlebt der Spielmann eine neue Metamorphose. Er ist noch immer wandernder Journalist. Aber er sucht nicht mehr bloß zu erheitern, sondern auch zu erheben.“⁶

Kennzeichen eines Journalisten sind Produkte unter wechselnden Kriterien zustande gekommener, sich stetig wandelnder kultureller Konventionen.

Vom heutigen Forschungsstand aus ergibt sich vor allem ein Einwand: Für die Zeit, mit der Scherer sich beschäftigt, ist die Quellenlage reichlich dünn. Über die Lebensweise von Sängern und Spilleuten vor dem 12. Jh. weiß man nichts Konkretes;

die dem Spielmann zugewiesenen sozialen, bildungsbezogenen, künstlerischen Eigenschaften lassen sich für die genannten Zeiträume nicht hinreichend an Einzelfällen verifizieren; damit ist auch der Typus als ganzer nicht fassbar.⁷ Es bleibt also dabei: Kennzeichen eines Journalisten sind

Produkte unter wechselnden Kriterien zustande gekommener, sich stetig wandelnder kultureller Konventionen. Gerade unter diskursanalytischem Aspekt ist aber auffällig, dass es seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Grundbestand an Merkmalen von Journalisten zu geben scheint.⁸ Dazu gehören dann nun doch die auf den beiden *Wikipedia*-Seiten genannten Tätigkeiten des *Sammelns* und *Verbreitens* von *Nachrichten*;⁹ die *Veröffentlichung* von Informationen – die nicht als mit bloßer Verbreitung identisch gesehen werden kann; die *zeitliche Aktualität* der Berichtsgegenstände (*current events*);¹⁰ die *Hauptberuflichkeit* der genannten Tätigkeiten;¹¹ die Einbindung der Tätigkeiten in den Bereich der *Massenmedien*.¹² Davon erscheint schon bei Scherer das Kriterium Aktualität; an zusätzlichen, heute ebenfalls noch kursierenden Merkmalen werden geliefert die *Mobilität* und die Bindung an die jeweils zur Verfügung stehenden *Medien*; wichtig ist ferner der Hinweis auf *soziale Unterschiede* innerhalb der durch gemeinsame Funktionen gekennzeichneten Gruppe.¹³ Baumert schließlich trägt, wenn man das „eher sporadisch“ umkehrt, als Kriterium die

⁶ Scherer, Wilhelm: *Geschichte der deutschen Literatur*. Nachdr. der 4. Aufl. Cambridge/Mass. 1928, S. 44f., 48f.

⁷ Zusammenfassend zuletzt Brandt, Rüdiger: *„Spielmannsepik“: Literaturwissenschaft zwischen Edition, Überlieferung und Literaturgeschichte*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* XXXVII, 2/2006, S. 9–49.

⁸ Dieser ‚Grundbestand‘ müsste natürlich auf breiterer Quellenbasis ermittelt werden. Im Rahmen dieses Aufsatzes war es uns wichtig, dass drei Bereiche einbezogen werden: der aktuell-populäre, der literarhistorische und der journalistikwissenschaftliche.

⁹ In Abgrenzung etwa zum Archivar, der auch Nachrichten sammelt, sie aber nicht aktiv verbreitet, sondern nur vorhält und zur Verfügung stellt.

¹⁰ In Abgrenzung zum Historiker.

¹¹ Im Unterschied z.B. zum Lehrer, dem man in der Lokal-

presse Platz für Theaterrezensionen zur Verfügung stellt.

¹² Wobei es nur darum gehen kann, dass das jeweilige Veröffentlichungsorgan in diese übergeordnete Kategorie einzuordnen ist: Eine Lokalzeitung als solche ist kein Massenmedium, ist aber Bestandteil des Massenmediums Presse.

¹³ Dieser Aspekt scheint in der neueren Journalismus-Forschung an Bedeutung zu gewinnen; vgl. die Bezeichnung „Alpha-Journalisten“ für eine ‚obere‘ Gruppe (Weichert, Stephan / Zabel, Christian: *Die Alpha-Journalisten. Deutschlands Wortführer im Porträt*. Köln 2007) oder Untersuchungen zur sozialen Lage von JournalistInnen, z.T. bis hinunter auf die regionale Ebene (s. etwa Arbeiten wie die von Schneider, Beate / Schönbach, Klaus: *Journalisten in den neuen Bundesländern: Zur Struktur und zur sozialen Lage des Berufsstandes*. In: Mahle, Walther A. (Hrsg.): *Journalisten in Deutschland. Nationale und inter-*

Kontinuität bei.

Nutzt man diesen „Mindestbestand“ als Suchraster, stößt man nach Scherers hypothetischem „Spielmann“-Journalisten in der deutschen Literatur¹⁴ ab ca. 1200 auf einen Typus von Autoren, die nun in der Tat Eigenschaften, Arbeitsweisen, Themen und Funktionen aufweisen, auf die man heute trifft, wenn vom Journalisten die Rede ist. Es handelt sich um die so genannten Sangspruchdichter.

Die Sangspruchdichtung

Neben dem Lied gibt es in der deutschen Literatur des Mittelalters ein zweites lyrisches Genre, den „Sangspruch“, der ebenfalls musikalisch vorgetragen wird.¹⁵ Entstanden ist er um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Vielleicht durch den Einfluss Walthers von der Vogelweide, vor allem aber gefördert durch die soziokulturelle und mediale Entwicklung, wird der Sangspruch nach Walther zu einem schon quantitativ beeindruckenden Genre. Über die Unterschiede zwischen Lied und Sangspruch besteht in der Forschung keine völlige Einigkeit; insgesamt aber ergibt sich ein Spektrum von Eigenschaften¹⁶, das für die meisten Fälle eine recht klare Einordnung von Texten erlaubt: Die meisten Lieder sind mehrstrophig, während Sangsprüche häufig nur eine Strophe umfassen. Jedes Lied weist in der Regel ein eigenes metrisch-musikalisches Schema auf, während Sangsprüche nicht unter diesem Innovationszwang gestanden zu haben scheinen. Andererseits sind Sangsprüche verstechnisch und metrisch oft komplizierter gebaut als Lieder. Und schließlich weisen Sangsprüche thematisch ein breiteres (prinzipiell

unbegrenztes) Spektrum auf als Lieder, die im weltlichen Bereich fast ausnahmslos der Liebe gelten. Auch Sangsprüche beschäftigen sich mit der Liebe, aber nicht wie im Lied aus der Perspektive eines sich persönlich betroffen gebenden lyrischen Ichs, sondern aus lehrhafter Distanz räsonierend. Neben der Liebe treten im Sangspruch als Themen (u.a.) auf: Lob von Herrschern (bis hin zur Propaganda), umgekehrt Kritik an öffentlichen Personen; geschichtliche Ereignisse; Didaxe – weltliche und religiöse – in den verschiedensten Bereichen; Wissensvermittlung (Theologisches, Naturkunde, Geschichte); Unterhaltendes (Rätsel, Lügensprüche); literarische Kritik an Konkurrenten (oft polemisch).

Wenn also die deutsche Sangspruchdichtung des 13. und 14. Jahrhunderts journalistische Züge besitzen sollte, dann gehört die thematische *Breite* sicher dazu – wenn man so will, existierte damals unter inhaltlichem Aspekt ein Spartenjournalismus, wie er sich heute in einer weitgehenden Differenzierung und Spezialisierung zeigt (Sport, Wirtschaft, Rechtswesen, Kultur ...). Kennzeichnend ist allerdings, dass die meisten Sangspruchdichter eher dem Typus des Allround-Journalisten kleiner Zeitungen entsprechen; thematische Spezialisierungen sind vorhanden, aber insgesamt selten. Als Manko empfunden wurde das nicht – im Gegenteil: In der Argumentation der Sangspruchdichter wird die Breite des Wissens, ablesbar an dem, was thematisiert wird, zu einem positiven Merkmal. Die Tatsache, dass die Texte nicht in Prosa verfasst sind, sperrt sich vielleicht *prima vista* gegen die Bezeichnung journalistisch. Dieser Einwand lässt sich widerlegen durch den Hinweis darauf, dass die Form den Anforderungen des Publikums

Wenn also die deutsche Sangspruchdichtung des 13. und 14. Jahrhunderts journalistische Züge besitzen sollte, dann gehört die thematische Breite sicher dazu – wenn man so will, existierte damals unter inhaltlichem Aspekt ein Spartenjournalismus, wie er sich heute in einer weitgehenden Differenzierung und Spezialisierung zeigt

renzierung und Spezialisierung zeigt (Sport, Wirtschaft, Rechtswesen, Kultur ...). Kennzeichnend ist allerdings, dass die meisten Sangspruchdichter eher dem Typus des Allround-Journalisten kleiner Zeitungen entsprechen; thematische Spezialisierungen sind vorhanden, aber insgesamt selten. Als Manko empfunden wurde das nicht – im Gegenteil: In der Argumentation der Sangspruchdichter wird die Breite des Wissens, ablesbar an dem, was thematisiert wird, zu einem positiven Merkmal. Die Tatsache, dass die Texte nicht in Prosa verfasst sind, sperrt sich vielleicht *prima vista* gegen die Bezeichnung journalistisch. Dieser Einwand lässt sich widerlegen durch den Hinweis darauf, dass die Form den Anforderungen des Publikums

nationale Vergleiche und Perspektiven. München 1993, S. 35-56, oder Kellermayer, Sabine / Sepp, Renate: *Soziale Lage von Journalisten/-innen in O[ber]O[sterreich]*. In: *Wiso* 4, 2008, 90 S. http://www.isw-linz.at/themen/dbdocs/LF_Kellermayer_Sepp_4_08.pdf [1. Oktober 2010]).

¹⁴ Zu Parallelen und Unterschieden in Bezug auf andere europäische Literaturen s. Klein, Dorothea et al. (Hrsg.): *Sangspruchdichtung. Gattungskonstitution und Gattungsinferenzen im europäischen Kontext*. Tübingen 2007.

¹⁵ Um Missverständnisse zu vermeiden, werden daher die älteren Termini ‚Spruch‘, ‚Spruchdichtung‘ heute meist durch die neueren Termini ‚Sangspruch‘ usw. ersetzt.

¹⁶ Dazu und zu Forschungsdivergenzen Tervoorren, Helmut: *Sangspruchdichtung*. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar 2001; zur Entwicklung der Forschung Brunner, Horst / Tervoorren, Helmut (Hrsg.): *Neue Forschungen zur mittelhochdeutschen Sangspruchdichtung. Sonderheft Zeitschrift für deutsche Philologie* 119/2000.

entspricht. Angesichts der Themenvielfalt erweisen sich einige der erwähnten Spezifika des Sangspruchs gegenüber dem Lied sogar als Produkt funktionsangepasster Konzepte: Die Einstrophigkeit erlaubt eine zeitlich unaufwendige Reaktion auf wechselnde thematische Bedürfnisse – man mag hier eine Analogie zum Prinzip der Kürze journalistischer Nachrichten sehen. Die Beibehaltung einer metrisch-musikalischen Form für mehrere, im *Ceuvre* mancher Sangspruchdichter oft sehr vieler Texte erleichtert die Neuproduktion, was vergleichbar ist dem standardisierten Aufbau heutiger Kurznachrichten. Vor diesem Hintergrund ist die gegenüber Liedern kompliziertere Bauart nicht dysfunktional – sie kann ja immer wieder recycelt werden. Ihre Funktion ist es, zum Markenzeichen eines Autors zu werden und ihn damit unverwechselbar zu machen. Damit wird geleistet, worum auch heutige Journalisten bemüht sind: Unverwechselbarkeit in der Masse (vgl. die Vorstellung einer individuellen Schreibe). Zusammenfassend: Der Sangspruchdichter ist „technisch“ und formal gerüstet, um bei Bedarf schnell Texte zu verschiedenen Themen zu verfassen, ohne dabei auf Profilierung verzichten zu müssen. Nun sind dies allerdings Analogien, die noch nicht notwendig zu journalistischer Tätigkeit führen; es lässt sich an ihnen nur ablesen, dass es Überschneidungen im Verfahren bei der Textproduktion gibt. Nach Parallelen in Tätigkeit und gesellschaftlicher Funktion muss man in anderen Bereichen suchen:

Medialität und Bildung

Journalisten sind als Träger und Verbreiter von Informationen eigentlich selbst personale Medien. Sie sind aber darauf angewiesen, sich anderer Medien zu bedienen – zur Selbstinformation und zur Distribution ihrer Nachrichten. Heute ist das Spektrum journalistischer Informations- und Distributionsmedien breit gefächert. Das mediale Spektrum des Mittelalters ist begrenzter; neben Mündlichkeit, Körperzeichen (Gestik, Mimik) und „Sondermedien“ im Bereich dinglicher Zeichen (Wappen, Grenzmarkierungen,) steht als fortschrittlicheres Medium allein die Schriftlichkeit zur Verfügung – und bis zur Erfindung des Drucks nur in Form der Handschriftlichkeit,

des Manuskripts. In Bezug auf die Hauptmedien Mündlichkeit und Schriftlichkeit gilt das Mittelalter als eine „semiorale“ Gesellschaft: Schriftlichkeit breitet sich zwar seit ca. 1050 stetig, aber langsam aus, doch weite Bereiche gesellschaftlicher Kommunikation sind noch durch Mündlichkeit dominiert. Schriftlichkeit ist selbst da, wo sie existiert, oft Durchgangsstation zu erneuter Mündlichkeit: Texte werden schriftlich verfasst, aber mündlich reproduziert und auditiv, nicht über Lesen, rezipiert. Gleichwohl hat man auch außerhalb der Kirche, in der Schriftlichkeit von Anfang an fest installiert war, die Vorteile der Schriftlichkeit früh entdeckt und bediente sich ihrer. Umfasst Schriftlichkeit im weltlichen Bereich zunächst nur Verwaltungstechnisches (Register, Urkunden) sowie Rechtsaufzeichnungen und Geschichtliches, so tritt doch bald etwas hinzu, was für den gesamten Bereich der Kultur folgenreich sein wird: Adlige entdecken die *repräsentativen* Möglichkeiten von Literatur, wodurch ein steigender Bedarf an Texten entsteht. Das fördert das Entstehen einer Autorenschicht, die neben die traditionellen Autorentypen tritt. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts dominierten klerikale Autoren, die aufgrund ihrer Schreibfähigkeit vom Adel auch für die Abfassung weltlicher Texte in Anspruch genommen wurden. Dieser Typus wird ab der Mitte des 12. Jahrhunderts ergänzt durch laikale Autoren, die ebenfalls schreiben und lesen können und daher für ihre Herren diese Fähigkeiten im Verwaltungsdienst funktionalisieren, aber auch in der Lage sind, bei Gelegenheit Aufträge für Literatur zu erfüllen. Als dritter Autortypus ist zu verzeichnen der adlige Dilettant¹⁷: Er muss keine Texte verfassen, macht es aber von Zeit zu Zeit. Zu diesen drei Gruppen gesellt sich nun eine anwachsende Schicht von Autoren, die ausschließlich von ihrer literarischen Produktion leben müssen – unter ihnen die Sangspruchdichter.

Schriftlichkeit ist im Mittelalter das fortgeschrittenste Medium, Lese- und Schreibfähigkeit allein schon ein Ausweis von Bildung, da nur wenige lesen und schreiben können. Man kann den Fall nicht ausschließen, dass Texte auch mündlich produziert und im Gedächtnis gespeichert werden konnten; aber in der Regel werden Sangspruchdichter ihre Texte schriftlich konzipiert

¹⁷ Nur im ursprünglichen neutral-positiven Sinn von ‚Liebhaber‘ – jemand der eine Sache betreibt, weil sie ihm Freude macht. Wie vor allem die Form mittelalterlicher

Liebeslieder zeigt, kann von Dilettantismus im negativen Sinn keine Rede sein.

¹⁸ Das beweisen erhaltene Vortragshefte.

und diese bei *Ceuvres* ab einem bestimmten Umfang schriftlich gespeichert haben.¹⁸ Daher ist davon auszugehen, dass fast alle Sangspruchdichter schreiben konnten, und damit gehören sie, unbeschadet aller Differenzierungen im Wissensbestand, zur Bildungselite ihrer Zeit.¹⁹ Wie der Begriff der Öffentlichkeit (s.u.), so ist auch unser heutiger Bildungsbegriff stark von Vorstellungen geprägt, die dem 18. und 19. Jh. entstammen und im Zusammenhang stehen mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. Davon muss man in Bezug auf das Mittelalter abstrahieren, wo vor allem erst der Gebrauch und die Rezeption *lateinischer* Texte allseitig anerkannte Bildung garantiert. Gegenüber dem Adel, der eine politische Elite ist, aber kaum alphabetisiert, stellt jedoch auf Seiten der Sangspruchdichter schon die Verfügung über *volks-sprachliche* Schriftlichkeit etwas Besonderes dar. Unter den Dichtern befinden sich Personen mit abgebrochenem Theologiestudium oder Kleriker ohne Pfründe (eine Art akademisches Proletariat des Mittelalters), und eine klerikale Ausbildung beginnt mit dem Trivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik); Lesen und Schreiben lernt man auf Latein, und über so genannte Schulautoren, an denen geübt wird, wird auch inhaltliches Wissen aus der Antike vermittelt. Sangspruchdichter demonstrieren oder suggerieren häufig ihre Verfügbarkeit über dieses damals modernste Medium, die Schriftliteratur nebst Bildungsinhalten, um sich als informiert und gebildet zu zeigen. Neben einer Repräsentations- und Unterhaltungsfunktion der Sangspruchdichtung sind ihr also von vornherein auch Aspekte von Wissensvermittlung und Information inhärent.

Die Mobilität der Sangspruchdichter

Vorzugsweise an Adelshöfen besteht also eine große Nachfrage nach Literatur; es fehlt jedoch noch der Typus des *sesshaften* Berufsautors. Da für die Sangspruchdichter die Möglichkeit entfällt, Texte auf Vorrat für einen *anonymen* Markt zu

produzieren – einen solchen gibt es für Literatur noch nicht –, müssen sie ihr Publikum aufsuchen (daher das mittelhochdeutsche Synonym *varnder* = Fahrender für Berufsdichter). Ihre Mobilität unterscheidet Sangspruchdichter von anderen Autoren, und sie wird von ihnen selbst in ihren Texten betont. An Höfen trifft man andere Kollegen; Wissen und Erfahrung werden vernetzt und ergänzt. Neben das Medium der Schriftlichkeit tritt also das der Mündlichkeit; und während Schriftwissen im Mittelalter den oben erläuterten Nim-

bus besitzt, dokumentiert Selbst-Erfahrung den ebenfalls hochgeschätzten Besitz von Lebensklugheit. Die Mobilität der Sangspruchdichter ist also einerseits eine räumliche, andererseits eine intermediale. Wie wichtig dieser Aspekt ist, zeigt die These, dass Walther von der Vogelweide nicht nur als Dichter,

sondern auch als Gesandter in politischen Funktionen tätig gewesen sei.²⁰ Unabhängig davon, ob sich das in diesem Einzelfall beweisen lassen wird, hat prinzipiell der Umstand Bedeutung, dass die Quellen durchaus die Möglichkeit von Übergängen zwischen künstlerischer, journalistischer und politischer Tätigkeit erweisen.

Imageprobleme der Sangspruchdichter und die Kategorie der Öffentlichkeit

Journalisten haben zu allen Zeiten mit Vorurteilen zu kämpfen. Sie schreiben über Ereignisse, ohne wirklich Teilhaber an diesen zu sein („Schreiberlinge“, die von der Praxis „keine Ahnung haben“). Ihnen wird Parteilichkeit unterstellt (*bezahlte* Schreiberlinge), Halbbildung, begrenzte Perspektiven u.a.m. Das ist bei den Sangspruch-Journalisten des Mittelalters nicht anders; nur gibt es hier zeitspezifische Ausprägungen und Implikationen: Sich für literarische Tätigkeit entlohnen lassen zu müssen, diskreditiert im Mittelalter sozial gegenüber Adel und Kirche, die aus Abgaben über ein arbeitsloses Einkommen verfügen. Mit der produktbezogenen Entlohnung werden Literaten auf eine Stufe gestellt mit Handwerkern. Wenn also

¹⁹ Erst ab ca. 1400 – *absolut* gesehen ist die Steigerung des Alphabetisierungsgrades von geschätzten 5 % auf geschätzte 20 % beträchtlich – verliert Schriftlichkeit den Nimbus des Exklusiven.

²⁰ Vgl. Hucker, Bernd Ulrich: *Ein zweites Lebenszeugnis Walthers?* In: Walther von der Vogelweide. Hrsg. von Hans-Dieter Mück. Stuttgart 1989, S. 1-30.

ein Sangspruchdichter im Auftrag Texte verfasst, stehen Autor und Auftraggeber vor einer paradoxen Situation: Der Autor leistet etwas – wird aber im Grunde verachtet; der Auftraggeber verlangt etwas – ist sich über den Wert des Gelieferten aber nie ganz klar, weil er den Dienstleister mit Misstrauen betrachtet.²¹ In einem redeartigen Text, der das Lob adliger Damen zum Thema hat, thematisiert ein Berufsautor des 13. Jahrhunderts, der Stricker, Vorurteile, mit denen er rechnet. Ein fingiertes Publikum lässt er äußern:

„Das ist ja eine schöne Neuigkeit, dass nun auch der Stricker adlige Damen loben will. Wäre er klug, würde er sie nicht thematisieren. Sein Leben und das Lob adliger Damen haben nichts miteinander zu tun. Angemessener wäre es für ihn, Pferde und alte Kleider zu loben.“²²

Pferde und Kleider aber sind traditionelle Entlohnungsformen für mittelalterliche Berufsautoren – Walther von der Vogelweide betont, um seinen gehobenen Status innerhalb der „Fahrenden“ herauszustreichen, dass *er* zumindest nie *getragene* Kleider als Lohn angenommen habe.²³ Ein schlagkräftigeres Beispiel für den Versuch eines Berufsdichters, das Dilemma zwischen Entlohnungsbedürftigkeit und Wertanspruch zu lösen, ist folgender Sangspruch Konrads von Würzburg (gest. 1287):

*„Der Biber ist spendabler, als man das bei vielen Adligen sieht: Wenn man ihn jagt, versteht er es, sich um große Freigebigkeit zu bemühen, damit seine Sorgen verschwinden und er Gelegenheit zur Flucht bekommt. Er beißt seine Hoden ab und lässt sie als Bezahlung fallen. Weh dem Adelsvolk, das nicht auf das Beispiel diese Tugendhaftigkeit schaut! Wen die Bedürftigkeit eines Berufskünstlers (gernden) jagt, der soll sich darauf besinnen, freigebig Bezahlung bei der Jagd fallen zu lassen, bevor man ihn mit Schande bringender Klage verfolgt.“
(Spruch 32,331)²⁴*

Hier handelt es sich zunächst um eine der in der Sangspruchdichtung häufigen Bitten um Entlohnung. Aufschlussreich ist die Bezeichnung *gernde* („die Begehrenden“): Das ist ein ganz neutraler Terminus für Berufskünstler, die damit über die Tatsache ihrer Erwerbsabsicht definiert werden, sich auch ohne Scheu selbst so bezeichnen. Konrad geht raffinierter vor: Er bittet nicht direkt für sich selbst, sondern stellt das Thema Freigebigkeit in zwei Kontexte: in einen religiös-wissenschaftlichen und einen politisch-sozial-medialen. Der religiös-wissenschaftliche Kontext wird geschaffen durch die Herbeizitierung des ominösen Bibers: Dieser wird im Mittelalter wegen seiner Hoden, aus denen Arznei hergestellt wird, gejagt. In der lateinischen Wissenschaftsliteratur wird berichtet, dass dieses Tier wisse, weshalb es gejagt werde, und klug reagiere: Wenn der Biber einen Jäger sieht, beißt er sich die Hoden ab; der Jäger hat dann, was er will, und lässt den „restlichen“ Biber in Ruhe. In der Moralthologie fungiert das als Erinnerung daran, dass der Mensch (Biber), wenn der Teufel (der Jäger) ihn mit unkeuschen Gedanken (Hoden) verfolgt, sich diese Gedanken aus dem Herzen reißen und sie dem Teufel vor die Füße werfen soll. Konrads Re-Interpretation der Biber-Geschichte erbringt eine mehrfache Leistung: Die Annahme von Bezahlung wird ihres diskreditierenden Charakters entkleidet und gleichsam als etwas Natürliches vorgeführt. Der ehemalige Kontext der Geschichte ist religiös, und das Publikum weiß das. Dadurch ergibt sich auch im neuen Umfeld eine religiöse Konnotation; Konrad verpflichtet sich einer öffentlich akzeptierten Ideologie. Da der Stoff aus der Wissenschaftsliteratur stammt, zeigt der Sangspruchdichter sich außerdem als informiert. Unter Hinweis auf Informiertheit und geltende Ideologie gelingt es dem Autor, den Sachverhalt bezahlter Repräsentation für einen Auftraggeber umzufunktionieren in einen Anspruch: Adlige sind auf Lob angewiesen, dafür müssen sie bezah-

²¹ In der bildenden Kunst gibt es Parallelen zum Streben der Künstler nach sozialem Avancement (s. Warnke, Martin: *Hofkünstler: Zur Vorgeschichte des modernen Künstlers*. 2. Aufl. Köln 1996.): Maler und Bildhauer finden sich aufgrund der Tatsache, dass sie mit den Händen arbeiten, nicht in das System der kopfgesteuerten ‚sieben freien Künste‘ eingeordnet, sondern in das der *artes mechanicae*, wo auch die Handwerker angesiedelt sind. Sie versuchen daher, den manuellen Charakter ihrer Arbeit herunterzuspielen und ihre Tätigkeit als das Produkt geistiger Konzeption darzustellen.

²² Übers., wenn nicht anders vermerkt, von uns (RB/KDB); Originaltext: *Der Stricker: Die Frauenehre*. In: *Die Kleindichtung des Strickers*. Bd. I. Hrsg. von Wolfgang Wilfried Moelleken. Göppingen 1973, S. 20, Verse 137-145.

²³ Schweikle, Günther (Hrsg., Übers.): *Walther von der Vogelweide: Werke Bd. 2: Liedlyrik*. Stuttgart 1998, S. 154f.

²⁴ Originaltext: Schröder, Edward (Hrsg.): *Konrad von Würzburg, Kleinere Dichtungen*. III. 4. Aufl. Zürich 1970.

len, denn sonst droht öffentliche Diskreditierung. Medium dieser öffentlichen Diskreditierung aber sind – die Sangspruchdichter. Man kann es natürlich auch kürzer formulieren: „Ein Adliger, der gelobt werden will, soll auch ein lobenswertes Leben führen“ (Friedrich von Sonnenburg, Spruch 54,1f.).²⁵ Auch hier kehrt sich die Repräsentationsfunktion potenziell gegen den Auftraggeber; der bezahlte Sangspruchdichter wird zum neutralen, nur den Fakten verpflichteten öffentlichen Berichterstatter. Ein Organ der *Meinungsbildung* ist der Sangspruchdichter allemal; während diese Meinungsbildung aber von Auftraggeberseite aus propagandistisch und affirmativ konzipiert wird, machen Autoren wie Konrad und Friedrich daraus eine Kategorie, die nur der neutralen Information verpflichtet ist.

Das Entstehen des neuzeitlichen Bildes vom Journalisten hängt eng zusammen mit dem der bürgerlichen Öffentlichkeit: Die Gesellschaft reklamiert für sich in Abgrenzung von staatlicher Einflussnahme einen Bereich des freien Diskurses, in dem Gegenstände gesellschaftlichen Interesses verhandelt werden.²⁶ Dadurch erhalten spezielle *Medien* dieser Öffentlichkeit ihre Bedeutung, dadurch auch der Journalist, der sich seit der Etablierung einer Tagespresse als Sprachrohr der Öffentlichkeit geriert und umgekehrt von dieser als „vierter Stand“,²⁷ „vierte Gewalt“²⁸ und – eigentlich paradox – von Rousseau als „vierte Säule des Staates“²⁹ bezeichnet wird. Im Mittelalter sehen die Verhältnisse theoretisch anders aus: Öffentlichkeit ist ein Schaumraum, den die Obrigkeit für sich gestaltet, um sich positiv darzustellen und zu legitimieren. (Denkt man an heutige Pressekonferenzen, wird man diesen Inszenierungscharakter nicht als grundsätzliches epochal unterscheidendes Merkmal einschätzen.) Zum Zweck der Repräsentation kann ein Herrscher Sangspruchdichter einsetzen; aber die Sangspruchdichter entdecken die Kehrseite der Medaille: Sie betonen

ihre öffentliche Wirksamkeit und versuchen ein Abhängigkeitsverhältnis zu konstruieren: Ohne sie gebe es keine öffentliche Resonanz für Herrscher. Damit wird Öffentlichkeit umkonzipiert: Sie ist als Ort („ich sage in aller Öffentlichkeit“) nicht mehr nur ein bei Bedarf herstellbarer Akklamationsraum und als handelndes Subjekt („die Öffentlichkeit meint“) nicht mehr nur ein bestellter Adressat; vielmehr wird nun die Möglichkeit einer neutralen Öffentlichkeit entdeckt, die, gut und aktuell informiert durch ebenso neutrale „journalistische“ Sangspruchdichter, zu einem eigenen Urteil gelangt.

Meet the press und à jour: Tagesaktualität

Die Entwicklung zu umfassenderen Öffentlichkeitskonzepten zeigt sich selbst in Texten, die noch ganz der traditionellen repräsentativen Funktion verhaftet sind, so etwa in Walthers von der Vogelweide Sangspruch über die so genannte Magdeburger Fürstenweihnacht. Thema ist der Auftritt König Philipps von Schwaben und seiner Gemahlin im Magdeburger Dom (1199):

*„Es ging an dem Tag, an dem unser Herr
geboren worden ist von
einer Jungfrau, die er sich
als Mutter erkoren hatte,
zu Magdeburg der König
Philipp auf würdevolle
Weise [erg.: in den Dom/
im Dom]. Da gingen eines
Kaisers [Heinrichs VI.]
Bruder und eines Kaisers
[Friedrichs I. Barbarossa]
Sohn in einem Gewand,
obwohl die drei doch*

Adlige sind auf Lob angewiesen, dafür müssen sie bezahlen, denn sonst droht öffentliche Diskreditierung. Medium dieser öffentlichen Diskreditierung aber sind – die Sangspruchdichter.

verschiedene Namen haben. Er trug das Reichszepter und die Reichskrone. Er ging gemessenen Schrittes, er hatte es nicht eilig. Ihm folgte mit anmutigem Schritt eine hochgeborene Königin [Philipps Frau Maria] – Rose ohne Dorn, Taube ohne Galle. Eine solche Vorbildlichkeit hat es noch nirgendwo anders gegeben. Die Thüringer und Sachsen dienten dort so, dass es allen Klugen/Erfahrenen gefallen musste.“³⁰

²⁵ *Die Sprüche Friedrichs von Sonnenburg*. Hrsg. von Achim Masser. Tübingen 1979.

²⁶ Grundlegend Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Darmstadt/Neuwied 1962. Habermas sieht die Konzepte mittelalterlicher und neuzeitlich-bürgerlicher Öffentlichkeit als grundsätzlich verschieden an – es gibt aber im Mittelalter jenseits rein repräsentativer Öffentlichkeit deutliche Vorformen modernerer Konzepte; vgl. Brandt, Rüdiger: *Enklaven-Exklaven*. München 1993.

²⁷ In England schon im 18. Jh. (vgl. Kunczik, Michael:

Journalismus als Beruf. Köln 1988).

²⁸ In Deutschland in der liberalen Presse des 19. Jahrhunderts. (vgl. Kunczik, *Journalismus als Beruf*).

²⁹ S. Löffler, Martin: *Der Verfassungsauftrag der Publizistik*. In: *Publizistik* 5/1960 (Festschrift Emil Dovifat), S. 197–201.

³⁰ Erläuterungen in eckigen Klammern von uns (RB/KDB); Originaltext und Übers. bei Schweikle, Walther, *Sprachlyrik* II, 3.

Philipps Krönung war als Legitimationsversuch gegenüber seinem Thronkonkurrenten Otto IV. gedacht. Walther gibt den öffentlichen Auftritt zeitnah an eine Öffentlichkeit weiter, die größer ist als die bei dem Ereignis anwesende, liefert sozusagen eine Reportage. Die dafür heute wie damals geforderte *Augenzeugenschaft* beglaubigt er durch Inhalte, die sensuell erfahrbar sind: „gemessener“ Gang des Herrscherpaares, Herrschaftsrequisiten, „Dienst“³¹ der Thüringer und Sachsen. Das Raffinement der Propaganda zeigt sich auch in dem Verfahren, den Bericht über das Vorfindbare zu ergänzen durch eine *Hintergrundreportage* und einen *Kommentar*. Walther stützt sich auf Autoritäten (die „Erfahrenen“), und Philipp – die Person mit drei Namen – wird im Kontext der christlichen Trinitätslehre platziert, die Königin mit traditionellen Attributen der Gottesmutter Maria ausgestattet (Metaphern, die das Dogma von der Jungfrauengeburt betonen). Wesentlich für unser Thema ist hier nicht, dass der Autor Hofberichterstattung betreibt; wesentlich ist, dass er Verfahren anwendet, die heute noch eine journalistische Präsentation von Informationen kennzeichnen.

Ein Beispiel für die Tagesaktualität vieler Sangsprüche ist auch die Kontroverse um Angriffe Bertholds von Regensburg auf Berufsliteraten; ihr journalistischer Charakter wird aber von keinem repräsentativen Kontext überlagert: Nach dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts wirft der Franziskaner Berthold Berufsautoren vor, Lügner zu sein. Der Vorwurf war nicht neu, angesichts der Popularität Bertholds und seiner Predigten jedoch gefährlich.³² In zweien dieser Predigten beschäftigt er sich mit den Engeln und parallelisiert deren einzelne Chöre bestimmten Ständen der Christenheit. Der 10. Chor wird gebildet von den „gefallenen Engeln“, den Anhängern Luzifers, die nach dessen Aufstand gegen Gott aus dem Himmel verbannt wurden: „Das [= dieser Chor der gefallenen Engel] entspricht den Gauk-

lern, Geigern und Tamburinspielern und wie sie alle heißen mögen – jedenfalls allen, die Geld für Ehre nehmen.“³³ Und in einer Predigt über die zehn Gebote wird bei der Rubrizierung verschiedener Arten des Lügens konstatiert: „Die fünfte Art zu lügen ist es, jemanden zu schelten, der eigentlich zu loben ist, oder jemanden zu loben, der eigentlich zu schelten ist – wie das Possenreißer und Spielleute tun.“³⁴ Dass hier Berufskünstler gemeint sind, ergibt sich besonders aus der summarischen Umschreibung „alle, die Geld für Ehre nehmen“. „Geld für Ehre nehmen“ ist neben *varn* und *gern* eine weitere eigentlich neutrale Bezeichnung der Tätigkeit von Berufsautoren. Sie wollen und bekommen Geld dafür, dass sie dem Zahlenden *êre*³⁵ verschaffen. Da dies gebunden wird an eine ihrer Hauptaufgaben – den Auftraggeber zu loben (Repräsentationsarbeit für ihn zu leisten) bzw. politische Gegner des Auftraggebers zu schelten (deren *êre* in Misskredit zu bringen) –, gerät das eigentlich Unumstrittene bei Berthold in ein anderes Licht: Bezahlung für Lob/Kritik diskreditiert die Objektivität dessen, der lobt oder tadelt. Vorwürfe gegen Berufskünstler hat es immer schon gegeben, vor dem 13. Jh. eher aus moralischen Gründen; der Kirche passten vor allem die Themen Krieg und Liebe nicht, die einen wesentlichen Bestandteil der weltlichen Literatur ausmachten. Vielleicht ist es also kein Zufall, dass im 13. Jh. parallel zum Aufschwung der Sangspruchdichtung durch Berthold ein Angriff mit neuer Stoßrichtung erfolgte. Dieser Angriff hat jedoch im Medium des Sangspruchs selbst eine direkte Antwort erfahren: Der Sangspruchdichter Friedrich von Sonnenburg verfasste vier Strophen, die mit dem Kritiker nicht weniger zimperlich umgehen als dieser mit den Sangspruchdichtern:

„Wem soll ich Almosen geben, wenn ich sie richtig verwenden will?“ fragte der heilige Petrus Christus. Der antwortete: „Wer immer dir in meinem Namen die Hände entgegen streckt, dem gib“ – Christus nahm also keinen

³¹ Zu denken ist an rituelle Dienste im Zusammenhang mit einem komplexen Zeremoniell, die symbolisch die Qualität des Herrschers wie seiner Untertanen beweisen.

³² Bertholds Predigten wurden i.d.R. nicht in Kirchen gehalten, sondern auf freien Plätzen, wodurch nach den Quellen eine für mittelalterliche Verhältnisse enorme Zuhörerschaft erreicht worden ist. Manche Quellen berichten davon, dass Berthold von einem Hügel herab predigte; denkt man sich günstige Wind- und Resonanzverhältnisse sowie die Nutzung technischer Hilfsmittel (Tribünen, Sprachrohr), ist das nicht unwahrscheinlich – andererseits sind manche Zahlenangaben aus dem Mittelalter

(bis zu 100.000 Zuhörer werden genannt!) sicher übertrieben.

³³ Originaltext in Pfeiffer, Franz / Strobl, Joseph / Ruh, Kurt (Hrsg.), *Berthold von Regensburg: Vollständige Ausgabe seiner Predigten*, Bd. I. Berlin 1965, S. 155.

³⁴ Originaltext in Pfeiffer/Strobl/Ruh, *Berthold von Regensburg*, Bd. I, S. 284.

³⁵ *êre* ist im Mittelalter eine objektive Kategorie – nur die Gesellschaft kann einem *êre* zusprechen (vgl. dagegen den berühmten Satz des Generals Kießling nach seiner Rehabilitierung 1984: „Ich betrachte meine Ehre als wiederhergestellt.“).

aus [...]. Da er niemanden ausgenommen hat [...], entnehme ich dieser Antwort: Wenn ich jemanden ehrerbietig und ehrfürchtig um eine kleine Gabe bitte, dann lügen die, die, wenn er mir etwas gibt, behaupten, dass es Sünde sei, wenn er mir diese Freundlichkeit erweist.

Wer sagt, dass die, die den Berufskünstlern etwas geben, es genauso gut dem Teufel ins Maul stopfen könnten, der lügt und ist ein Neidhammel. Die Art der Berufskünstler ist mir bekannt: Sie sind ganz offen feindlich eingestellt gegenüber Untreue, schlechtem Benehmen und unrechtem Leben. [...] Was man ihnen gibt, begehren sie in Gottes Namen, und sie wünschen ganz aufrichtig den Gebern allzeit Glück. Sie haben Gott vor Augen, empfangen die heilige Kommunion und leben nach christlichem Gebot. Auch sind sie in der Lage, sich beim Gedanken an Sünde zu schämen, und sie beten für die Christenheit – all das macht kein Teufel!

Wer sagt, dass sich der sehr versündige, der Geld für Ehre gibt, der lügt. Oder aber auch derjenige versündigt sich, der am allermeisten gibt [= Gott]. Er gibt Christen, Juden und Heiden – und sogar dem Ketzer [...]. Und zwar gibt er ihnen Besitz und ein gutes Leben. Er gibt uns fünf Sinne, Glück, die Seele, das Leben und Freude an Kindern. Er gibt uns Gutes, die Freude bringenden Frauen. In diesem gewaltigen Ausmaß zeigt er sich als Gebender. [...] [...] und so reichlich gibt er, damit man ihn ehrt. Wenn jemand sagt, dass der sich sehr versündigt, der Geld für Ehre nimmt, der hat Unrecht. Alle Lebenden nehmen Geld für Ehre! Wie sind die Lügner doch so blind – Gott sei mein Zeuge: Niemandem widerstrebt es, zu nehmen. Nur wenn jemand allzu viel nimmt, dann ist das sündhaft und schändlich. [...]

Ein heiligmäßiger Mensch lügt nicht. Ein heiligmäßiger Mensch ist nicht neidisch. Ein heiligmäßiger Mensch behindert Freigebigkeit nicht – das hieße selbst den Geiz zu übertreiben! Ein heiligmäßiger Mensch rettet Seelen, ein heiligmäßiger Mensch akzeptiert es, wenn jemandem in seiner Nähe Gutes geschieht [...]. Ein guter Mensch soll keinen verdammen, der sich auf untadelige Weise die Gnade unseres Herrgottes verschafft.³⁶

Ein Spruchdichter geht davon aus, dass der Gegenstand, den er behandelt, durch das Medium Predigt öffentliche Resonanz erfahren hat; das Thema ist (wieder) in den öffentlichen Diskurs geraten.

Im Unterschied zu Walthers Spruch ist die Spruchreihe des Sonnenburgers nicht nur tagesaktuell, sondern geht ihren Gegenstand differenziert, umfassend und bei aller Polemik argumentativ an. Geführt wird aus aktuellem Anlass eine Grundsatzdiskussion. Ein Spruchdichter geht davon aus, dass der Gegenstand, den er behandelt, durch das Medium Predigt öffentliche Resonanz erfahren hat; das Thema ist (wieder) in den öffentlichen Diskurs geraten. Er greift dieses Thema auf in seinem eigenen Medium. Damit wird der Sangspruch zum *Gegenmedium*; da das Publikum von Predigt und Sangspruch jedoch nicht völlig identisch gewesen ist, schafft Friedrich von Sonnenburg eine *Gegenöffentlichkeit*. Der Spruchdichter

nimmt eine journalistische Rolle an, da er den Konflikt von einer gehobenen Warte aus, sozusagen im öffentlichen Interesse behandelt. Die Möglichkeit dazu bietet ihm die religiöse Implikation des Themas, die nun in einen ganz anderen Diskurs führt als bei Berthold. Dabei macht Friedrich sich die

Doppelbedeutung von *milte* zunutze: Im weltlichen Kontext bedeutet das Wort Freigebigkeit, z.B. die des Auftraggebers gegenüber dem Auftragskünstler. *Milte* ist aber auch das mittelhochdeutsche Pendant zu lat. *largitas*, *liberalitas*, und diese gelten im Kontext der *clementia* (Mildtätigkeit) als gutes Werk, weil sie Zeichen praktischer Nächstenliebe (*caritas*) sind. Seine im Medium Schrift gespeicherten Informationen und die Verfügung über das Medium Sprache ermöglichen es dem Sangspruch-Journalisten, sich gegenüber seinem Publikum im Vergleich zu klerikalen Kritikern seines Metiers als der sachkundigere Theologe darzustellen.

„Kulturjournalismus“: Literaturkritik im Sangspruch

Die Faktoren Mobilität, Konkurrenz, Öffentlichkeit lassen die Sangspruchdichter ihr eigenes Metier als Berichtsgegenstand entdecken. Dabei gelangen sie auch zu ästhetisch-poetologischen Fragestellungen. Dies ist von Bedeutung, weil es eine volkssprachliche Poetologie in Deutschland zu dieser Zeit noch nicht gibt – und eine öffent-

³⁶ Masser, Friedrich von Sonnenburg, Spr. 66-70.

liche Kulturkritik schon gar nicht. Die maßgeblichen Poetiken des Mittelalters sind auf Latein verfasst und stammen von Klerikern. Es gibt zunächst nur zwei Räume, in denen sich eine volkssprachliche Literaturkritik abspielt: in Prologen und Exkursen weltlicher Epen – und eben in der Sangspruchdichtung. Angesichts der Tatsache, dass der Sangspruch sich erst seit ca. 1200 entfaltet, ist es bemerkenswert, dass die Literaturkritik sofort in das Repertoire aufgenommen wurde; wenn man so will, entdeckt der Sangspruchdichter also auch seine diesbezüglichen journalistischen Möglichkeiten. Denn gegenüber Ependichtern, die wegen des Umfangs ihrer Texte unbeweglicher gegenüber aktuellen literarischen Entwicklungen sind und deren Werke sich viel langsamer verbreiten, kann ein Sangspruchdichter schnell reagieren und ein zahlenmäßig größeres Gesamtpublikum erreichen – dieses natürlich bestehend aus den „Einzelpublika“ der Höfe, die er aufsucht. Zahlreiche Beispiele für Auseinandersetzungen über Stoffe, Themen, ästhetische Prinzipien findet sich bei Wachinger.³⁷ Wir möchten ein Beispiel präsentieren, das aus der Fülle der Polemiken dadurch herausragt, dass die tagesaktuelle Literaturkritik in ihrem neuen Medium sehr bald schon neue Konzepte entwickelt – die Entdeckung neuer künstlerischer Prinzipien erhält einen journalistischen Anstoß. Der Marner (datierbar zw. 1230 und 1265) knöpft sich in einem seiner Sangsprüche seinen Kollegen Reimar von Zweter vor, einen Zeitgenossen (gest. nach 1248):

„Weh dir, Reimar von Zweter! Du erneuerst manchen alten Fund: Du zerkaust Haare wie eine Milbe. Drei Wundertiere begleiten dich: Habgier, Feindseligkeit und Neid. Du Töndieb, du braust Bier ohne Malz: Sauf's aus! Du findest Gefallen an einem Schmeichler, der den Adligen viel vorlügt.“³⁸

Ein Teil der Vorwürfe (Habgier, Missgunst, Anschluss an die dominierende Hofpartei) könnte jeden Sangspruchdichter betreffen; sie werden auch von außen artikuliert. Indem aber hier nun ein Sangspruchdichter einem anderen dergleichen

vorwirft, entsteht ein neues Konzept – der Sangspruch wird zu einem Genre, das sich von seinen Ursprüngen entfernen soll. Nicht am Geld interessiert sein soll der Sangspruchdichter, sondern an der Wahrheit, nicht die herrschende Meinung soll er unterstützen, sondern unparteiisch seine eigene vorbringen. Aber auch literarisch enthüllt die Kritik die Arbeit am Metier: Vorwürfe hinsichtlich alter Stoffe sind auf dem Hintergrund der mittelalterlichen Poetik eigentlich unsinnig:

Die *inventio*-Lehre der Rhetorik verlangt den Autoren ab, nichts Neues zu erfinden, sondern bereits existierende Stoffe *aufzufinden*, die ihre Bewährungsprobe schon hinter sich haben. Dieser Maxime stellt der Marner ein anderes Konzept entgegen: Neuigkeit zählt. Das

steht hier im Kontext konkurrenzbedingter Profilierungsabsicht – aber es ist folgenreich: Einem adligen Publikum wird demonstriert, dass der Literat ein Spezialist für Ästhetik ist. Nichts anderes machen neuzeitliche Journalisten, wenn sie sich etwa zu Spezialisten für Öffentlichkeitsarbeit stilisieren (man vergleiche die personelle Durchlässigkeit zwischen politischem Journalismus und politischer Tätigkeit – aktuellstes deutsches Beispiel: Steffen Seibert). Literaturkritik gehört auch zum Metier des neuzeitlichen Journalisten. Später sind die Rollen von Literaturproduzent und Literaturkritiker dann getrennt; beide sehen sich als Spezialisten. Heute werden sie oft wieder zusammengeführt, wenn nämlich Literaten von Zeitungen zum Abfassen von Kritiken animiert oder im Fernsehen zu literarischen Fragen interviewt werden, die nicht nur das jeweils eigene Œuvre betreffen.

Fazit

Unter Einbezug des in der Einleitung genannten Kriterienrasters, sozialer und mediengeschichtlicher Gegebenheiten des Mittelalters sowie von Textbeispielen können wir jetzt eine vorsichtige Antwort auf die Ausgangsfrage geben: Es gibt im Mittelalter Personenkreise, die *journalistische Funktionen* wahrnehmen: Sie sammeln und verbreiten Nachrichten, und sie veröffentli-

Es gibt im Mittelalter Personenkreise, die *journalistische Funktionen* wahrnehmen: Sie sammeln und verbreiten Nachrichten, und sie veröffentlichen Informationen.

³⁷ Vgl. Wachinger, Burghart: *Sängerkrieg. Untersuchungen zur Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts*. München 1973.

³⁸ Der Marner. Hrsg. von Philipp Strauch. Nach der Ausg.

Straßburg 1876 neu hrsg. von Helmut Brackert. Berlin 1965, S. 41 ff., Spruch XI.

chen Informationen. Sie üben diese Tätigkeiten hauptberuflich aus – allerdings nicht nur diese; aber gerade ihre sonstigen Tätigkeiten wie Repräsentation und Unterhaltung ermöglichen es ihnen überhaupt erst, auch journalistisch tätig zu werden.

Die von den Sangspruch-Journalisten verbreiteten Informationen und Nachrichten sind häufig sehr aktuell. Diese Aktualität wird ermöglicht durch Faktoren, die auch den heutigen Journalisten kennzeichnen: Mobilität und fachmännische Nutzung der zur Verfügung stehenden Medien. Diese Medien, so begrenzt sie im Mittelalter auch erscheinen mögen, sind effektiv. Das Medium der Oralität ist auf jeden Fall im Mittelalter ein Massenmedium; da nach der Phase schriftlicher Konzeption die Reproduktion der Nachrichten und Informationen mündlich erfolgt, kann man hier auch von einer Einbindung der journalistischen Einzelnachrichten in dieses Massenmedium ausgehen. Demgegenüber ist das Medium der Schriftlichkeit weniger verbreitet, erreicht aber absolut schon so viele Adressaten, dass ihm ebenfalls der Charakter eines Massenmediums zugesprochen werden kann. Das gilt insbesondere dann, wenn man nicht nur auf Produktion und Reproduktion von Nachrichten sieht, sondern sich dem Aspekt der für Journalismus jeder Art wichtigen Frage der Informationsbeschaffung zuwendet. Gerade bei elaborierteren Formen der Informationsvermittlung liefern die schriftlichen Datenbanken des Mittelalters, Einzeltexte und Bibliotheken, dem Sangspruch-Journalisten Material. Damit kann er in doppelter Weise reüssieren: durch seine Kenntnis an sich – und durch den Nachweis der Verfügbarkeit (auch) über schriftliche Quellen.

Zum Bild des neuzeitlichen Journalisten gehört schließlich noch die Kontinuität seiner Tätigkeit; eine solche ist bei den Sangspruchdichtern ebenfalls gegeben. Das resultiert aus dem Mit- und Ineinander der beruflichen Ausübung seiner Gesamttätigkeit und den Ansprüchen vor allem des adligen Publikums, das sich kontinuierlich vom Sangspruchdichter bedienen lässt – mit dem gesamten Repertoire seiner literarischen Produktion zwar, aber darunter fallen eben auch Nachrichten- und Informationsvermittlung.

Dass es soziale Unterschiede innerhalb des Berufsstandes gibt, ist auch im Mittelalter der Fall und hat dort ähnliche Folgen wie heute: Im Rahmen der grundsätzlichen sozialen Positionierung als *Beruffliteraten* (mit der Folge der beschriebenen Imageprobleme) gibt es zahlreiche Differenzierungen hinsichtlich Bildung, Bekanntheit, Erfahrung, Informiertheit, literarischer Leistung, Umfang des Œuvres. In je mehr dieser Kategorien ein Sangspruchdichter sich oben auf der Skala der Werte platzieren kann, mit desto mehr Erfolg kann er das soziale Defizit, dass sich aus der Existenz als *gernder* ergibt, abbauen.

Direkt als Journalisten wird man Sangspruchdichter nur aus einem einzigen Grund nicht bezeichnen können: Weder auf Seiten des Publikums noch auf Seiten der Sangspruchdichter existieren Vorstellungen von einem *spezialisierten* Berufsbild, das die Tätigkeit der betreffenden Personen auf das Journalistische eingrenzen würde: Das Publikum verlangt vom bezahlten Literaten einen Mehrfachnutzen. Immerhin: Erst die Sangspruchdichter haben höchstwahrscheinlich weitere Kreise daran gewöhnt, dass es jenseits des immer schon existierenden, aber auf die abgeschlossene politische Sphäre der Herrschaft begrenzten Nachrichtenwesens auch so etwas wie kontinuierliche Nachrichten „für alle“ gibt. Das daraus entstehende Bedürfnis nach der Aufrechterhaltung solcher Informationskanäle wird dann im weiteren Verlauf der Geschichte und Mediengeschichte unter Einbezug der jeweils aktuellsten Medien befriedigt und führt irgendwann zum spezialisierten Berufsbild des Journalisten – das sich dann allerdings, gefördert ebenfalls von den Ansprüchen der Rezipienten, weiter ausdifferenziert. Inwieweit man angesichts der daraus resultierenden Spezialisierungen heute noch sinnvoller Weise von „dem“ Journalisten des Mittelalters sprechen kann – das ist eine andere Frage.

Karl-Dieter BÜNTING (1939)

Prof. em. Dr. Dr. h. c., Ehrenprofessor der Beijing International Studies University (Peking); Studium Germanistik, Anglistik, Philosophie in Marburg, Wien, Göttingen und am Bowdoin College in Maine (USA); Staatsexamen Marburg 1964; Wiss. Mitarbeiter Inst. für Kommunikationsforschung und Phonetik Bonn 1965-1968; Promotion mit einer Arbeit zur Linguistischen Datenverarbeitung in Bonn 1969; 1968-1972 Mitarbeiter am Lehrstuhl für Linguistik (TU Berlin), Habilitation 1971 (Habilschrift „Einführung in die Linguistik“. 16. Auflage 1996, übersetzt ins Polnische und Japanische); 1972 Gründungs-senator für Germanistik und Lehrstuhl für Linguistik an der Universität Gesamthochschule Essen; dort 2004 emeritiert; etwa 20 Jahre Mitarbeit an der Journalistenschule Ruhr (Essen); Veröffentlichungen zu Grammatik, Stil, journalistischen Textsorten, Rechtschreibung, Schreiben im Studium, Wörterbücher; Mitautor und Herausgeber von Schulbüchern für Deutsch (in Deutschland, Polen, Russland); Kinderbuch „Timo und der Tanz der Buchstaben“; Betreuung von Kooperationen mit Universitäten in Warschau, Kairo, Minsk, Kaliningrad, Peking und Nanjing.

Rüdiger BRANDT (1949)

Dr., seit 1992 Professor für Mediävistik an der Universität Duisburg-Essen. Nach Studium (Germanistik, Politikwissenschaft) und Promotion an der RWTH Aachen Lehrtätigkeit an den Universitäten Aachen, Düsseldorf, Köln, Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Literatursoziologie, Lexikologie, Poetik und Rhetorik.

Journalismus und Journalisten im frühen 17. Jahrhundert

Frauke Adrians (*Thüringer Allgemeine Zeitung*)

In den Anfangsjahren des 17. Jahrhunderts begann die Geschichte eines neuen Mediums. Die erste gedruckte periodische Zeitung, die *Relation*, erschien ab 1605 in Straßburg; 1609 folgte in Wolfenbüttel der *Aviso*. Diese Blätter waren die ersten, die geeignet waren, eine große Schar von Lesern – und eine noch größere von Hörern, denn Zeitunglesen war oftmals ein Zeitungsvorlesen – mit aktuellen Informationen aus Politik und Wirtschaft, mit Klatsch und Sensationsmeldungen zu versorgen. Mithin waren sie die ersten universellen und regelmäßig erscheinenden Nachrichtenmedien. Ihre Korrespondenten, die meist in Hafen-, Handels- oder Reichsstädten arbeiteten, waren mit einer genuin journalistischen Aufgabe befasst: dem Sammeln, Niederschreiben und Weitergeben von Nachrichten, wobei sie durchaus auch ihre persönliche Meinung einfließen ließen.

Das Wort „persönlich“ ist nicht unproblematisch. Die Personen hinter den Nachrichten waren den Lesern damals weitgehend unbekannt; rund 400 Jahre später sind sie es umso mehr. Das macht die Beschreibung und Bewertung ihrer Tätigkeit nicht eben leichter. Denn wer auf die Geschichte des Journalismus zurückblickt, betrachtet sie üblicherweise als Geschichte der Journalisten und hat dabei selbstbewusste und streitbare Persönlichkeiten wie Heinrich Heine vor Augen.

In den frühen Jahren der gedruckten periodischen Zeitung hatten die Zeitungsleute ein völlig anderes Selbstverständnis als die Journalisten im 19. Jahrhundert, und natürlich war auch der Journalismus ein völlig anderer. Moderne Definitionen, wonach Journalismus „die publizistische Arbeit bei Presse, Film, Hörfunk, Fernsehen in Bericht, Kommentar, einschließlich Broschüren- und Buchveröffentlichungen“ und der Journalist dementsprechend ein „Publizist, der hauptberuflich für Zeitungen, Zeitschriften, Nachrichten- und Pressedienste [...] tätig und durch die Verbreitung von Informationen von großem Einfluss auf die öffentliche Meinung“ sei¹, hel-

fen offensichtlich nicht weiter. Sie passen weder zur frühneuzeitlichen Medienlandschaft noch zur Berufs- und Rezeptionswirklichkeit des 17. Jahrhunderts. Längst nicht alle „Publizisten“ waren damals Hauptberufler, und wie viel Einfluss sie auf „die öffentliche Meinung“ hatten, falls es so etwas im politisch und weltanschaulich zerrissenen Deutschland überhaupt gab, darüber lässt sich außer in wenigen dokumentierten Fällen nur spekulieren.

Zudem hatte der Journalismus noch keinerlei Genres und Stilformen ausgeprägt, es dominierte ein trockener nachrichtlicher Nominalstil; Ausnahmen wie die eine oder andere blumige Beschreibung von Hof-Festen bestätigten die Regel. Kommentare wurden nicht kenntlich gemacht, Parteinahme und Wertung arbeiteten die Korrespondenten einfach in ihre Nachrichtentexte ein. Eine eigene Handschrift war nicht gefragt. Caspar Stieler, der Ende des 17. Jahrhunderts in Hamburg mit seiner Schrift *Zeitungs Lust und Nutz* die erste Dissertation zum jungen Zeitungswesen veröffentlichte, verlangte einen Schreibstil, der

*„einfältig/aber doch auch munter; gleich fließend/doch auch hurtig und sinnreich sey. Alles gekünstelte und gezwungene findet darinnen keine statt. Wortwandlungen und Blumenwerk gehören in die Zeitungen nicht/so wenig als Poetische Grillen und neu erfundene Worte“.*²

Mehr noch als die Zeitungssprache war im 17. Jahrhundert der Inhalt der Blätter Gegenstand von Disputen und Streitschriften; „Parteilichkeit“ galt als unbedingt zu vermeidendes Übel. Die Ansprüche an das neue Medium waren hoch, es unterlag mehr oder minder strengen Zensur- und Privilegierungsbestimmungen – auch hierin kann man wohl einen Grund dafür sehen, dass die Zeitungsleute es vorzogen, anonym zu bleiben. Wer diese frühen Journalisten waren und wie sie arbeiteten, das können wir heute kaum rekonstruieren. Dass ihre Arbeit eine journalistische war, das steht allerdings außer Frage.

¹ Der Brockhaus multimedial 2000. Mannheim 1999. Stichworte „Journalismus“ / „Journalist“.

² Stieler, Caspar: *Zeitungs Lust und Nutz*. Vollst. Neudruck

der Originalausgabe von 1695, hrsg. von Gert Hagelweide. Bremen 1969, S. 23.

Die gedruckte periodische Zeitung und ihre Vorläufer

Die gedruckte periodische Zeitung fiel im frühen 17. Jahrhundert nicht vom Himmel. Sie war nicht das einzige Informationsmedium, und sie hatte Vorläufer. Es gab andere handgeschriebene und gedruckte Medien, die ihr Publikum mit politischen, militärischen und Wirtschafts-Nachrichten oder mit Sensationsmeldungen versorgten: geschriebene Zeitungen, Neue Zeitungen, Messrelationen. Keines von ihnen entsprach den bis heute gültigen Definitions-Kriterien einer Zeitung – Aktualität, Universalität, Publizität, Periodizität³ – in ähnlichem Maße wie die gedruckte periodische Zeitung. Gleichwohl vereinte das neue Medium Züge seiner Vorläufer in sich.

Die Urform der geschriebenen Zeitungen waren die Nachrichtenbriefe, die Fürsten und Handeltreibende ihrer privaten Korrespondenz beifügten oder die sie sich mit Briefpartnern auf Gegenseitigkeit zusenden ließen. Die briefliche Nachrichtenübermittlung blieb daher zunächst auf einen kleinen und privilegierten Personenkreis beschränkt, erfolgte dezentral und in unregelmäßigen Abständen. Anfang des 17. Jahrhunderts führte der steigende Informationsbedarf dazu, dass Korrespondenzen von Nachrichtensammlern regelmäßig handschriftlich zusammengestellt und an einen Kreis von Abnehmern verschickt wurden, die für diesen Dienst bezahlten: Das Abonnementswesen war geboren. Geschriebene Zeitungen konnten für damalige Verhältnisse äußerst aktuell sein: Mit ihrer unkomplizierten, da handschriftlichen Herstellungsweise waren sie wesentlich schneller zu erstellen als die frühen gedruckten Zeitungen. Allerdings waren ihre Auflagenstärke und damit ihre Publizität naturgemäß eng begrenzt. Und wenn auch theoretisch jedermann die geschriebenen Blätter abonnieren oder einzeln kaufen konnte, waren sie doch so kostspielig⁴, dass nur Wohlhabende sie

sich leisten konnten.

Neue Zeitungen waren nichtperiodische Blätter, die als Gelegenheitsdrucke – meist aus Anlass eines spektakulären Ereignisses – veröffentlicht wurden; der Begriff „Neue Zeitung“ ist etwa mit „Aktuelle Nachricht“ zu übersetzen⁵. Je nach ihrem Umfang kann man die Neuen Zeitungen als Flugblatt oder Flugschrift beschreiben. Die Flugblätter waren meist großformatig und reich illustriert; die Flugschriften ähnelten in Umfang und Erscheinungsbild eher den gedruckten periodischen Zeitungen. Neue Zeitungen berichteten über Sensationen – von Wundern und Himmelserscheinungen bis zu Morden –, aber auch über politische Ereignisse. Sie konnten Satiren oder Pamphlete enthalten. Flugschriften waren schon seit Beginn der Reformation Hauptmedium der politisch-religiösen Auseinandersetzung und Polemik⁶ und konnten das auch ohne großes Risiko sein: Ihre Herkunft war noch schwerer zu ermitteln als die der periodischen Blätter, sie wurden verbotenerweise oft völlig anonym gedruckt und

an den Zensurbehörden vorbei vertrieben.

Dass die Neuen Zeitungen die Kriterien der Periodizität und Universalität nicht erfüllten, liegt auf der Hand. Was die Aktualität betrifft, waren die Neuen Zeitungen den periodischen Blättern zweifelsfrei überlegen. Da sie meist nur über ein einziges Ereignis berichteten,

brauchte der Drucker nicht zu warten, bis genug „Stoff“ für eine Ausgabe zusammengekommen war; zudem ließ sich ein Flugblatt schneller und in höherer Auflage drucken als eine umfangreichere Zeitung. Auch in puncto Publizität war die Neue Zeitung im Vorteil – nicht nur wegen der großen Auflagen, die der Einblattdruck ermöglichte, sondern auch, weil Einzelblätter für jedermann erschwinglich waren.

Zudem dürfte die reiche Bebilderung der Neuen Zeitungen und die spektakuläre Aufmachung mit fetten Titeln selbst Analphabeten und ungeübte

Die Urform der geschriebenen Zeitungen waren die Nachrichtenbriefe, die Fürsten und Handeltreibende ihrer privaten Korrespondenz beifügten oder die sie sich mit Briefpartnern auf Gegenseitigkeit zusenden ließen.

³ Vgl. Schröder, Thomas: *Die ersten Zeitungen. Textgestaltung und Nachrichtenauswahl*. Tübingen 1995, S. 28 f.

⁴ Vgl. Sporhan-Kreppe, Lore: *Nürnberg als Nachrichtenzentrum zwischen 1400 und 1700*. Nürnberg 1968, S. 126.

⁵ Schröder, *Die ersten Zeitungen. Textgestaltung und Nachrichtenauswahl*, S. 14.

⁶ Vgl. Beller, Elmer A.: *Propaganda in Germany during the Thirty Years War*. Princeton 1940, S. 3.

Leser angesprochen haben. Solche Kaufanreize waren für die Drucker unverzichtbar, weil Neue Zeitungen nur im Straßenverkauf abgesetzt werden konnten.

Waren die Neuen Zeitungen so etwas wie die Boulevardpresse der frühen Neuzeit, so könnte man die Messrelationen als eine Art *Reader's Digest* bezeichnen. Sie weisen die beiden Merkmale auf, die den Neuen Zeitungen fehlen: Universalität und Periodizität. Messrelationen waren Nachrichten-Publikationen, die seit Ende des 16. Jahrhunderts auf den Handelsmessen vor allem in Frankfurt, Köln, Leipzig und Magdeburg verkauft wurden. Sie enthielten Zusammenfassungen wichtiger Ereignisse aus den Monaten seit der letzten Messe; politische und Wirtschaftsnachrichten standen im Vordergrund, Sensationsmeldungen spielten eine untergeordnete Rolle. Die Messetermine im Frühjahr und Herbst bestimmten die Erscheinungsweise der Messrelationen: zweimal jährlich. Das Kriterium der Periodizität ist also ebenfalls gegeben. Wegen der großen zeitlichen Abstände zwischen den Ausgaben hatten die Verleger Gelegenheit, die Themenbereiche zu

ordnen und mit Überschriften zu versehen. Die im Vergleich zu den Zeitungen relativ umfangreichen Messrelationen erhielten so den Charakter von Chroniken – und als Chronisten begriffen sich offenbar auch ihre Herausgeber⁷. Zwar waren periodische Zeitungen die wichtigsten Quellen, aus denen die Verleger der Messrelationen ihre Nachrichten bezogen. Wegen ihres seltenen Erscheinens kann man die Messrelationen aber kaum als aktuelles Medium bezeichnen.

Die Zeitungsleute

Die Zeitungen des 17. Jahrhunderts hatten kein Impressum. Wenn eine von ihnen auf dem Titelblatt ihren Druckort sowie den Namen und die

Adresse ihres Druckers vermerkte wie die früheste periodische Zeitung Kölns, die 1620 erstmals publizierten *Raporten*⁸, dann war das eine seltene Ausnahme. Herausgeber und Drucker blieben grundsätzlich anonym, und erst recht gab keine Zeitung Auskunft über Anzahl und Identität ihrer Mitarbeiter, von denen die meisten als Nachrichtensammler und -lieferanten in mehr oder weniger weit entfernten Städten arbeiteten.

Die Korrespondenten, die die Zeitungsherausgeber des 17. Jahrhunderts mit Nachrichten versorgten, waren mehrheitlich nebenberufliche Lohnschreiber. Gegen ein Honorar lieferten sie Berichte über die Ereignisse, die sich in ihrer Stadt und deren Umgebung zugetragen hatten,

aber auch und vor allem Nachrichten, die Kaufleute und Reisende dorthin mitgebracht hatten. Große Handelsstädte waren daher die wichtigsten Korrespondenzorte. Viele Zeitungen siedelten sich von vornherein dort an.

Das Korrespondentenwesen der Zeitungen hatte Vorläufer. Schon lange vor der Entstehung der gedruckten periodischen Zeitungen ließen sich Fürsten in einer Art „Hofnachrichtendienst“ per Brief mit Neuigkeiten versorgen.

Zudem gab es im 16. Jahrhundert nachweislich bereits Briefzirkel von Kauf- und Verwaltungsleuten, Kanzleischreibern, Gesandten, Theologen und sonstigen Vertretern der Wirtschafts- und Bildungselite.⁹ Offizielle Nachrichten, die in deren private Korrespondenz eingebettet wurden, ähneln in Aufbau, Wortschatz und Stil bereits stark den Meldungen in den frühen periodischen Zeitungen. Die Korrespondenten der Nachrichtenblätter griffen also auf ein vorhandenes Repertoire der Verwaltungs- und Kanzleisprache zurück.¹⁰

Die professionelle Zeitungsschreiberei konnte sich im 16. Jahrhundert mit dem Postnetz entwickeln. Die Schreiber knüpften Kontakte zu Berufs-

Die Schreiber knüpften Kontakte zu Berufskollegen in anderen Städten, tauschten sich per Post mit ihnen aus und stellten in „Agenturen“ aus den eingehenden Nachrichtenbriefen und geschriebenen Zeitungen – üblicherweise wöchentlich – Sammelkorrespondenzen zusammen.

⁷ Vgl. Schröder, *Die ersten Zeitungen. Textgestaltung und Nachrichtenauswahl*, S. 21.

⁸ *Raporten, Das ist/ Wochentlicher Relation Beschreibung der neuen Zeitungen/ Welche sich jüngst hin und wider in verschiedenen Landen und Orthen verlauffen vnd zugetragen/ Vom 28. Novembris biß auff den 4. Decembris. Gedruckt zu Cölln/ Bey Johan Mertzenich in der Lindtgassen in S. Peter/*

M. DC. XX.

⁹ Vgl. Gloning, Thomas: *Zur Vorgeschichte von Darstellungsformen und Textmerkmalen der ersten Wochenzeitungen*. In: Fritz, Gerd / Strassner, Erich (Hrsg.): *Die Sprache der ersten deutschen Wochenzeitungen im 17. Jahrhundert*. Tübingen 1996, S. 200.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 200 ff.

kollegen in anderen Städten, tauschten sich per Post mit ihnen aus und stellten in „Agenturen“ aus den eingehenden Nachrichtenbriefen und geschriebenen Zeitungen – üblicherweise wöchentlich – Sammelkorrespondenzen zusammen. Die Zeitungsverleger schlossen mit einem oder einigen wenigen Schreibern einen Belieferungsvertrag, was es ihnen ersparte, aus unzähligen Orten Einzelkorrespondenzen zu beziehen und entsprechend viele Korrespondenten kontaktieren und bezahlen zu müssen. Ein offensichtlicher Nachteil dieser Art des Nachrichtenverbundes war allerdings, dass die Wege der einzelnen Nachricht kaum noch nachvollziehbar waren. Der Verleger konnte nicht überprüfen, wer die ihm zugeschickten Nachrichten ursprünglich verfasst hatte – geschweige denn, wie verlässlich die jeweilige Quelle war¹¹.

Eine vergleichende Untersuchung von *Relation* und *Aviso* hat 1995 ergeben, dass zwei Drittel aller *Aviso*- und mehr als die Hälfte aller *Relation*-Beiträge eine Entsprechung in der jeweils anderen Zeitung haben. Von diesen Beiträgen wurde etwa ein Drittel in beiden Zeitungen in einem – von Detailangaben, Regionalismus und orthografischen Besonderheiten abgesehen – identischen Wortlaut abgedruckt. Gut die Hälfte ähnelt sich im Duktus oder gleicht sich in einzelnen Passagen, bei den übrigen Beiträgen ist nur das Thema gleich.¹²

Aus den offensichtlichen, bis ins Detail gehenden Übereinstimmungen lässt sich ableiten, dass die Nachrichten nicht nur aus derselben Quelle stammen, sondern auch vom selben Schreiber formuliert wurden. Das bedeutet, dass viele der Nachrichtentexte, die die Korrespondenten an die Zeitungen lieferten, ohne oder nach nur geringfügiger Überarbeitung gedruckt wurden. Eine redaktionelle Bearbeitung fand offenbar kaum statt, ebenso wenig wie eine Gewichtung – und eine Gegenrecherche war in dem institutionalisierten Nachrichtenschreiber-System des 17. Jahrhunderts so gut wie unmöglich. Der Einfluss, den die Korrespondenten auf Inhalt und Wortlaut der Zeitungen hatte, darf also nicht unterschätzt werden.

Zur Blütezeit der geschriebenen Zeitungen waren es oft die Postmeister, die im Nebenberuf zu Herausgebern wurden; sie saßen relativ nahe an den Nachrichtenquellen und konnten die eingehenden Meldungen ohne großen Aufwand zu Nachrichtenblättern zusammenstellen lassen. Mit dem Aufkommen der gedruckten Zeitungen wandelte sich das Bild. Die meisten gedruckten Blätter, die zwischen 1609 und 1650 erschienen, wurden von Buchdruckern herausgegeben¹³; nur etwa 15 Prozent gingen auf die Initiative von Postmeistern zurück¹⁴. Wo Druck und Verlag in einer Hand lagen, wurden die Herstellung und Herausgabe von Zeitungen kontinuierlich, meist über Generationen, ausgeübt. Drucken war ein Handwerk, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Wer Zeitungsdrucker war, sah seine Aufgabe darin, bis zum Erscheinungstermin der nächsten Ausgabe genügend Material zu sammeln und dann die Druckerpresse anzuwerfen. Eine redaktionelle Bearbeitung der eingehenden Nachrichten gehörte offensichtlich nicht zum Metier: Drucker übernahmen keine journalistischen Aufgaben.

Zu den schillerndsten der heute noch bekannten Figuren in der frühen deutschen Zeitungslandschaft gehört der Frankfurter Postmeister und Herausgeber Johann von den Birghden, der sich mit seinen im Dreißigjährigen Krieg erscheinenden Blättern klar für die protestantische Seite einsetzte.¹⁵ Daraus lässt sich allerdings nicht folgern, Postmeister seien im Vergleich zu den Druckern generell die politischeren Köpfe gewesen. Mit seiner eindeutigen Parteinahme war Birghden eine Ausnahmeerscheinung. In der Regel wiesen Herausgeber den Verdacht der „Parteilichkeit“ weit von sich.

Selbstverständnis und „Unparteilichkeit“

Zeugnisse davon, wie die Zeitungsleute ihren Beruf sahen und welchen Grundsätzen sie sich verpflichtet fühlten, finden sich in etlichen Zeitungen, etwa in Form von Vorreden, Widmungen oder Nachworten. Bekannt ist der Neujahrsgruß, den Johann Carolus, der Herausgeber der

¹¹ Vgl. Lahne, Werner: *Magdeburgs Zerstörung in der zeitgenössischen Publizistik*. Magdeburg 1931, S. 14.

¹² Vgl. Schröder, Die ersten Zeitungen. Textgestaltung und Nachrichtenauswahl, S. 85 f.

¹³ Vgl. Kieslich, Günter: *Berufsbilder im frühen Zeitungswesen. Vorstudien zu einer Soziologie des Journalismus*. In: *Publizistik* 3/4 1966, S. 254.

¹⁴ Vgl. Behringer, Wolfgang: *Post, Zeitung und Reichsverfassung*. In: Beyrer, Klaus / Dallmeier, Martin: *Als die Post noch Zeitung machte. Eine Pressegeschichte*. Giessen 1994, S. 40.

¹⁵ Vgl. Klass, Eberhard: *Die Anfänge des schwedischen Post- und Zeitungswesens bis zum Tode Karls XII.* Diss. Berlin 1939, S. 73.

Straßburger *Relation*, seinen Lesern 1609 entbot:

„Wann aber bisweilen Errat und vngleichheiten/ die so wol wegen der unbekandten Ort/ als auch der Persohnen Namen/ [. . .] so auß unwissenheit nicht recht geschrieben/ in der Correctur auch angeregter vrsachen halben nicht zu ändern müglich/ etc. Als wolte der großgünstigste Leser solcher/ wie auch/ was in der Eyl vbersehen/ seinem vernünfftigen wissen nach/ vnbeschwert selbstn Corrigiren, Endern und verbessern/ etc. Angeregter vrsach halben auch/ vnnd das bey der Nacht eylend gefertigt werden muß/ zum besten verstehn/ auff vnd annemmen/ [. . .]“¹⁶.

Das Vorwort gibt einen Einblick in Arbeitsbedingungen, die sich teilweise gar nicht so sehr von denen zeitgenössischer Drucker und Redakteure unterscheiden. Zeitdruck und Nachtarbeit sowie Wissenslücken der Zeitungsleute werden als Ursache für die „Errata“ genannt. – Carolus’ Formulierungen lassen vermuten, dass die Fehler im Blatt ihm nicht gleichgültig waren; offenbar war er bemüht, sie zu vermeiden. Andererseits verrät die Aufforderung an den „größtgünstigsten Leser“, die Fehler doch selbst zu verbessern, keine allzu große Zerknirschung. Statt um Verzeihung zu bitten, liefert Carolus Erklärungen, wirbt um Verständnis und versucht, Kritikern den Wind aus den Segeln zu nehmen. Das „Editorial“ zeichnet das Bild eines selbstbewussten Herausgebers, der den Lesern nicht unterwürfig, sondern von gleich zu gleich begegnet. Welche Aufgaben die Verleger ihren Blättern zu dachten – ob sie sie etwa als Chronik, „Parteizeitung“ oder Meinungsforum sahen –, das spiegeln vor allem die Zeitungstitel wider. „Avisi“ wurden schon vor der Entstehung der gedruckten Zeitungen die von der Post beförderten Nachrichten-

Da der Herausgeber den Wahrheitsgehalt der eingehenden Nachrichten kaum überprüfen konnte, lief seine Zeitung ständig Gefahr, von parteilichen Informanten für die Verbreitung politisch „gefärbter“ Meldungen benutzt zu werden.

tenbriefe genannt¹⁷; und „Relation“ bedeutet ja nichts anderes als „Bericht“ oder „Erzählung“. Die Herausgeber der ersten gedruckten Zeitungen wollten ihre Blätter also offensichtlich als unparteiische Chroniken und Nachrichtenmedien darstellen. Der Zeitungshistoriker Elger Blühm sprach in diesem Zusammenhang wohl zu Recht von einer „Schutzbehauptung der Zeitungsleute“, die „mitunter nur ein frommer Wunsch sein konnte. Reine Information gab es auch vor der Zeit der sogenannten ‚Meinungspresse‘ nicht“¹⁸. Es fällt auf, dass viele Verleger ihre Zeitungen „vnpartheylich“ oder „vnpartheyisch“ nannten – selbst solche, die ihr Zeitungsprivileg einem durchaus „parteilichen“ Fürsten verdankten und ihm zu Loyalität verpflichtet waren.

Warum viele Herausgeber die Unparteilichkeit ihrer Blätter so sehr betonten, dazu existieren heute mehrere Theorien. Der „Beteuerungscharakter“ dieser Maxime spricht jedenfalls dafür, dass Unparteilichkeit alles andere als selbstverständlich war. Da der Herausgeber den Wahrheitsgehalt der eingehenden Nachrichten kaum überprüfen konnte, lief seine Zeitung ständig Gefahr, von parteilichen

Informanten für die Verbreitung politisch „gefärbter“ Meldungen benutzt zu werden. Laut Jörg Jochen Berns hatte der Herausgeber nur eine Möglichkeit, eine Art Unparteilichkeit herzustellen: Er konnte und musste „eine möglich große, kontrastreiche Pluralität perspektivengebundener – und in dieser Bindung authentischer – Nachrichten“ versammeln¹⁹: „[...] der Informant durfte und sollte im Interesse der Glaubwürdigkeit als Subjekt in Erscheinung treten, durfte und sollte seinen Standpunkt vertreten; der Zeitunger aber nicht“²⁰.

Meinungsvielfalt stand also an der Stelle dessen, was wir heute als Unparteilichkeit definieren würden – und selbst diese Vielfalt subjektiver An-

¹⁶ Carolus, Johann: *Größtgünstigster Leser* ..., Vorrede zur *Relation* Nr. 1 von 1609. Faksimile in: Schöne, Walter (Hrsg.): *Die Relation des Jahres 1609*. Leipzig 1940, o. S.

¹⁷ Vgl. Weber, Johannes: „Die Nouvelles sind eine Eröffnung des Buches der gantzen Welt“. *Die Entstehung der Zeitung im 17. Jahrhundert*. In: Beyrer/Dallmeier, *Als die Post noch Zeitung machte*, S. 15.

¹⁸ Blühm, Elger: *Deutscher Fürstenstaat und Presse im*

17. Jahrhundert. In: *Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur*, Bd. 11, 1-2/1982, S. 305.

¹⁹ Berns, Jörg Jochen: „Parteilichkeit“ und Zeitungswesen. Eine medienpolitische Diskussion an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert. In: Haug, Wolfgang F. (Hrsg.): *Massen, Medien, Politik*. Karlsruhe 1976, S. 212.

²⁰ Ebd., S. 212 f.

sichten wurde regelmäßig geopfert, wenn Interessen der Obrigkeit berührt wurden. Caspar Stieler forderte in seiner Schrift *Zeitungs Lust und Nutz* nicht nur die Instrumentalisierung der Blätter im Dienste der Obrigkeit, sondern sogar Lügen auf Befehl:

„Wofern aber/ wie oft geschiehet/ der Herr und die Obrigkeit des Orts befahlen würdel/ einen nie erhaltenen Sieg/ eine vorsehende Belägerung dieser oder jener Festung/ einen unterhabende Werbung/ oder andere Anstalt in die Zeitung zutragen/ so gebüret dem Post-Meister/ als Unterthanen/ zu gehorchen“²¹.

Subjektiv berichtende Informanten auf der einen Seite, parteiiche Fürsten auf der anderen, dazwischen der neutrale Herausgeber: Dieses Schema ist zu schlicht, um stimmig zu sein. Verleger werden ihre „Parteylichkeitsinteressen“ gehabt haben, auch wenn es nur die von ihrer Obrigkeit übernommenen gewesen sein mögen. Selbst wenn ein Verleger die eingehenden Meldungen nicht überarbeitete oder gar verfälschte, so war er doch in der Position, eine Auswahl treffen zu können und politisch unliebsame Meldungen gar nicht erst zu drucken.

Ein Beispiel für einen Verleger, der aus seiner Position heraus „Meinung machte“, ist der bereits erwähnte Johann von den Birghden. Seine Einstellung zur „Wahrhaftigkeit“ etwa wird in einem Brief des Postmeisters Johann Wetzels erhellt. Wetzels berichtet, Birghden habe sich in seiner Zeit als Herausgeber unter schwedischer Herrschaft gerühmt, Gustav Adolf „eine Armee von 20.000 Mann ersetzt“ zu haben, indem er die schwedische Armee „viel stärker dargestellt habe, als sie in Wirklichkeit gewesen sei und so Furcht vor ihr verbreitet hätte“²². Trotz taktischer „Gesinnungswechsel“ – als er um 1620 das Privileg zur Herausgabe seiner protestantenfreundlichen Wochenzeitung in Frankfurt verlor, gab er vorübergehend in Höchst mit mainzerischer Genehmigung ein pro-katholisches Blatt heraus – war Birghden überzeugter Protestant und stolz darauf,

dem schwedischen König zu dienen, und sei es mit Propagandalügen in seiner Zeitung.

Bedeutung und Reglementierung des neuen Mediums

Die Frage nach Auflagenstärken hilft kaum weiter, wenn man die Verbreitung und Bedeutung der frühen gedruckten periodischen Zeitungen messen will. Schätzungen sprechen für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts von Auflagen zwischen 350 und 400 Exemplaren, vereinzelt mögen Zeitungen auch 1500 Stück erreicht haben, wobei bis zu 600 Stück an einem Tag gedruckt werden konnten.

Die Reichweite der Zeitungen jedoch war wohl wesentlich höher, als die bescheidenen Auflagen vermuten lassen. Zeitgenössische Schilderungen belegen, dass Zeitungslesen im 17. Jahrhundert eine gesellige Angelegenheit war. Die Blätter wurden zwar nicht von breiten Schichten gekauft oder abonniert, aber Gasthäuser werden in vielen Fällen als Umschlagplätze für Neuigkeiten firmiert haben, in denen Zeitungen gelesen und vorgelesen wurden. Die Zeitungshörer- war vermutlich um ein vielfaches größer als die Zeitungsleserschaft. In seiner Spottschrift *Das Curieuse Caffé-Haus zu Venedig* ließ sich ein Herr „Sinold, genannt von Schütz“ 1698 in Freiburg über „die übermäßige Zeitungs-Begierde“ aus, die „eine dermassen schädliche Kranckheit sey, welche durch ihren Mißbrauch dem gemeinen Wesen viel Schaden bringet [...]“²³.

Die in der zweiten Jahrhunderthälfte weit verbreitete Kritik an der „Zeitungssucht“ – sie galt allerdings nicht nur den gedruckten periodischen Zeitungen, sondern insbesondere den reißerisch aufgemachten Sensationsblättern, den Neuen Zeitungen²⁴ – ist ausgesprochen aufschlussreich. Sie wirft ein Licht auf die gebildeten Kritiker selbst, die das Zeitungslesen der weniger gebildeten und analphabetischen Handwerker und Bauern für Torheit, Müßiggang und Zeitverschwendung hielten; sie zeigt aber auch, dass sich diese Schichten für Nachrichten interessierten, die mit ihrem

²¹ Stieler, *Zeitungs Lust und Nutz*, S. 34.

²² Klass, *Die Anfänge des schwedischen Post- und Zeitungswesens bis zum Tode Karls XII.*, S. 73.

²³ Sinold, genannt von Schütz: *Das Curieuse Caffé-Haus zu Venedig/Darinnen die Mißbräuche und Eitelkeiten der Welt/ nebst Einmischung verschiedener so wol zum Staat als gemeinem Leben gehörige Merckwürdigkeiten/ vermittelt einiger ergötzlicher Assemlen von allerhand Personen/*

vorgestellet/ Allen honesten und Tugendliebenden Gemüthern aber zu fernern Nachsinnen übergeben worden. Die Dritte Wasser-Debauche. Freiburg 1698, S. 7 f.

²⁴ Fritsch, Ahasver: *Diskurs über den heutigen Gebrauch und Mißbrauch der „Neuen Nachrichten“, die man „Neue Zeitungen“ nennt* (1697). In: Kurth, Karl (Hrsg.): *Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung.* Brunn/München/Wien 1944, S. 37.

alltäglichen Leben wenig oder gar nichts zu tun hatten. Eine Zeitung, die in Köln erschien, hätte niemals Nachrichten aus Köln oder der näheren Umgebung gebracht: Die wären beim Erscheinen der Zeitung schon veraltet gewesen; für die aktuelle Information vor Ort gab es andere und schnellere Übermittler: Ausrufer, Prediger, den Nachbarn. Aber spätestens im Dreißigjährigen Krieg gewannen weit entfernt tobende Schlachten und die Allianzen und Händel ferner Potentaten Bedeutung für jeden Zeitungsleser und -hörer: Sie konnten darüber entscheiden, wie sich das Kriegsgeschehen vor Ort entwickelte. „Aktuelle Nachrichten interessierten nicht nur die Gebildeten, sondern alle, die vom Wechsel des Kriegsglückes damals betroffen waren.“²⁵

Auch die Art der Nachrichtenpräsentation in den gedruckten periodischen Zeitungen spricht dafür, dass sie für ein heterogenes Publikum von „Gebildeten“, „Halbgebildeten“ und „Ungebildeten“ produziert wurden. Wären die Blätter von „hermetischer Gestalt“ gewesen, wie einige Medienhistoriker heute meinen²⁶, hätten sich die Schreiber jede Einordnung und Erläuterung innerhalb ihrer Texte sparen können; dann hätten sie ja, wie schon die Verfasser der fürstlichen Briefzeitungen früherer Jahre, nur für eine Elite geschrieben, die ohnehin im Bilde war. Es ging ihnen aber offensichtlich nicht darum, die Exklusivität des Herrschaftswissens zu bewahren. Aufschluss über politische Zusammenhänge konnten die Zeitungen im Dreißigjährigen Krieg jedem bieten, der genug Durchblick besaß, die Kriegsparteien grob zu unterscheiden.

Führt man sich die Popularität und weite Verbreitung der frühen gedruckten periodischen Zeitung vor Augen, so wird klar, dass es sich für die Verleger – und für die Fürsten, die den Inhalt und die Tendenz der in ihrem Machtbereich erscheinenden Druckerzeugnisse vorgeben oder

zumindest mitbestimmen – durchaus lohnte, die Blätter zur politischen Beeinflussung, zur Meinungsmache zu nutzen. Die Zeitungen erreichten nicht nur die von Amts wegen geschulten, im besten Falle weitsichtigen Machthaber und Militärs, die allzu plumpe Propagandalügen und Übertreibungen durchschauen konnten; sie erreichten auch die unteren Schichten, die durch – wahrheitsgemäße oder gefälschte – Berichterstattung dazu gebracht werden konnten, einer Kriegspartei treu zu bleiben oder die Seite zu wechseln, die Soldaten dieser oder jener Seite zu unterstützen, auf den Sieg der einen oder anderen Konfession zu bauen. Diese Nutzbarkeit des Mediums zu Propagandazwecken war neben wirtschaftlichen

Erwägungen ein weiterer Grund dafür, dass Fürsten die Verleger mit Privilegien stützten und Zeitungen in ihrem Machtbereich überhaupt duldeten.

Allerdings waren die Zeitungen generell der Zensur unterworfen. Die Vorzensur, die in Deutschland seit dem 16. Jahrhundert auf alle Druckerzeugnisse angewandt wurde, traf selbst-

verständlich auch die gedruckten periodischen Blätter. Sie wird von Zeitungshistorikern oft ins Feld geführt, wenn sie nach Begründungen für den trockenen, faktenorientierten Nachrichtenstil der frühen Zeitungen und für die weitgehende Vermeidung von Kritik, Kommentar und Parteinahme suchen. In katholischen Städten wie Wien und München war die Zeitungszensur besonders streng²⁷; sie oblag geistlichen Räten, bei besonders „disputierlichen“ Schriften wurden Jesuiten hinzugezogen. In protestantischen Städten übten die Universitäten oder die Stadträte die Zensur aus, in Leipzig teilten sich beide Institutionen diese Aufgabe²⁸. Dort, auf dem Territorium des sächsischen Kurfürsten, wurde die Zensur selbst mitten im Krieg vergleichsweise lax angewandt.²⁹ In den Reichsstädten zensierte ebenfalls der Stadtrat oder beauftragte eine abhängige Behörde, die

Eine Zeitung, die in Köln erschien, hätte niemals Nachrichten aus Köln oder der näheren Umgebung gebracht: Die wären beim Erscheinen der Zeitung schon veraltet gewesen.

²⁵ Batton, Walther: *Die Schlacht von Altenoythe und das Ende von Mansfelds Herrschaft in Ostfriesland*. Oldenburg 1991, S. 21.

²⁶ Weber, „Die Nouvelles sind eine Eröffnung des Buches der ganzen Welt“, S. 22.

²⁷ Vgl. Opel, Julius Otto: *Die Anfänge der deutschen Zeitungspressen 1609-1650*. Leipzig 1879, S. 33.

²⁸ Salomon, Ludwig: *Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen*

Reiches. Bd. 1: *Das 16., 17. und 18. Jahrhundert*. Oldenburg/ Leipzig 1900, S. 50.

²⁹ Vgl. *Leipziger Zeitungsprivileg vom 9. Dezember 1633*. In: Blühm, Elger/Engelsing, Rolf: *Die Zeitung. Deutsche Urteile und Dokumente von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Bremen 1967, S. 32.

³⁰ Vgl. Opel, *Die Anfänge der deutschen Zeitungspressen 1609-1650*, S. 35.

Zeitungen und Flugschriften zu überwachen. Besonders streng ging man dabei wohl nicht vor.³⁰ Deshalb übten die Reichsstädte eine große Anziehungskraft auf Drucker und Verleger aus und entwickelten sich zu Pressezentren des 17. Jahrhunderts.³¹

Darüber, wie die Verleger auf die zum Teil sehr scharfe Zensur reagierten, ist kaum etwas bekannt. Interessant wäre es, eine erschienene Zeitung mit der unzensierten „Urfassung“ zu vergleichen: Mussten die ursprünglichen Versionen noch stark überarbeitet werden oder arbeiteten die Verleger so routiniert mit der „Schere im Kopf“, dass die Zensoren keine Änderungen mehr vornehmen mussten? Jakob Frey, der Herausgeber einer Messrelation von 1602, erklärte in einem „Editorial“, warum er bestimmte Nachrichten nicht drucken konnte:

„Da soll der Leser wissen, dass sich nicht alles (ungeachtet man wohl weiß, [dass es] in der Wahrheit also vorgegangen) ohne große Gefahr schreiben lässt, insonderheit was in Deutschland zwischen Fürsten und Herren und Ständen des Reichs in Streit und Hadersachen vorläuft, sintemalen es den Skribenten schwer fallen würde, auf eines klagenden Teiles Widersprechen Solches genugsam zu beweisen.“³²

Die Zwänge, die ihnen die Zensurbestimmungen und andere Gesetze auferlegten, hatten die Verleger also offenbar verinnerlicht: Nachrichten, die verfänglich sein konnten, wurden gar nicht erst geschrieben. Die Gefahr, von der Frey spricht, ging weniger von den Zensurbehörden aus als von den Persönlichkeiten, die Gegenstand einer solchen Meldung waren. Der Verleger, der Verfängliches veröffentlichte, musste mit empfindlichen Strafen rechnen.

Neben der je nach Erscheinungsort mehr oder minder scharfen Zensur war das Privilegienwesen im 17. Jahrhundert das wichtigste Mittel zur Kontrolle der Zeitungen. Es wurde zunächst vom Kaiser, mehr und mehr aber auch von den Fürsten genutzt.³³ Ein „privilegium impressorium“ hatte urheberrechtliche Funktion, es schützte den Verleger vor dem Nachdruck desjenigen Drucker-

zeugnisses, für das er ein Privileg verliehen bekommen hatte; der Nachdruck wurde von Reichsinstitutionen verfolgt und bestraft. Damit wurde vermieden, dass die Herausgabe einer Schrift zum Verlustgeschäft wurde.³⁴ Ein später hinzugekommener Bestandteil des Zeitungsprivilegs wurde, zumindest de jure, zum Todesurteil für Konkurrenzunternehmen: das Zeitungsmonopol für den privilegierten Herausgeber, das „jus prohibendi“. Kein Wunder, dass sich leer ausgegangene Herausgeber oft ihrerseits an den Kaiser wandten und sich beschwerten. Die Herausgabe von gedruckten Zeitungen war ein so lukratives Geschäft, dass es in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges zu immer neuen Gründungen kam; in etlichen Städten existierten bald mehrere Zeitungen zugleich. Konkurrenzneid und Versuche, den Mitbewerber auszubooten und seine Leser abzuwerben, blieben nicht aus. Ein Zeitungsprivileg schützte den Herausgeber, setzte ihn aber auch unter Druck. Ein Privileg zu bekommen und zu halten, konnte in Städten, in denen mehrere Blätter erschienen, überlebenswichtig für die Zeitung und ihren Verleger sein. Deshalb war das Privileg ein nicht zu unterschätzendes Machtmittel in den Händen der Stadträte, der Landesherren und des Kaisers, das in seinen Auswirkungen wohl nicht weniger durchschlagend war als die Zensur. Wer Privilegien vergeben und entziehen konnte, hatte – zumindest dort, wo das Vergabesystem unangefochten blieb und nicht hintertrieben wurde – die Macht, die Veröffentlichung unliebsamer Blätter zu unterbinden.

Andererseits zeugt das Privilegienwesen aber auch davon, welche Bedeutung Kaiser und Fürsten der gedruckten periodischen Zeitung beimaßen, die ja in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein noch sehr junges Medium war. Offensichtlich hatten sie erkannt, dass die Zeitungen nicht nur den Informationsfluss zu ihren Höfen verbesserten, sondern auch für ein größeres Publikum erschwinglich und zugänglich waren als die handgeschriebenen Zeitungen. Und nicht zuletzt brachte die Vergabe eines Privilegs Geld in die Schatulle des Landesherrn.³⁵ Das Privilegienwesen war, zugespitzt formuliert, ein absolutistischer

³¹ Vgl. Fischer, Helmut: *Die ältesten Zeitungen und ihre Verleger*. Augsburg 1936, S. 17 f.

³² zit. n. Salomon, *Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches*. Bd. 1, S. 33.

³³ Vgl. Schröder, *Die ersten Zeitungen. Textgestaltung und Nachrichtenauswahl*, S. 9.

³⁴ Vgl. Eisenhardt, Ulrich: *Die kaiserliche Aufsicht über Buchdruck, Buchhandel und Presse im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation (1496-1806)*. Karlsruhe 1970, S. 11.

³⁵ Vgl. Weber, „Die Nouvelles sind eine Eröffnung des Buches der gantzen Welt“, S. 21 f.

³⁶ Schröder, *Die ersten Zeitungen. Textgestaltung und Nachrichtenauswahl*, S. 9.

Versuch, ein per se „antiabsolutistisches Medium“³⁶ an die Leine zu legen. Dass viele Verleger aus wirtschaftlichen Gründen eine solche Gängelung bereitwillig hinnahmen – und gelegentlich auch wie Johann von den Birghden ihre politische und religiöse Gesinnung verleugneten, um ein Privileg zu erlangen –, sagt viel aus über das Selbstverständnis der Herausgeber. Der Verleger, der sich an ein Privileg band, durfte kaum eine abweichende politische Meinung verfechten.

Wenn zum Journalismus auch eine Art Berufsethos gehört, dann stellt sich die Frage, wie weit es damit im 17. Jahrhundert her war. Unparteilichkeit, die von den frühen Zeitungskritikern eingefordert und von den Zeitungsmachern postuliert wurden, war ein hehrer, aber höchstens ansatzweise erfüllter Anspruch. Anders konnte es auch gar nicht sein. Schon die von Korrespon-

denten zugelieferten Nachrichten waren subjektiv gefärbt, zudem hatten sich die Herausgeber den Interessen der Obrigkeit zu beugen, der sie ihre Zeitungsprivilegien verdankten.

Fest steht aber auch: Die Bedeutung, die ihr Medium vor allem in Kriegszeiten hatte, war den Zeitungsleuten bewusst. Sie haben, ob aus eigener Überzeugung oder unter dem Druck von Zensur und Privilegienweisen, aus ihren Zeitungen keine Propagandablätter gemacht; die meisten Neuigkeiten, die sie vom Kriegsgeschehen berichteten, beruhten auf Tatsachen – das immerhin lässt sich heute nachweisen. Die aufrichtige Information der Leser und Hörer stand im Mittelpunkt, sie war der Sinn und Zweck der Zeitungen und die unzweifelhaft so akzeptierte Aufgabe der Zeitungsleute. Nachrichten waren ihr Geschäft. Sie waren Journalisten.

Frauke ADRIANS (1971)

hat Journalistik und Geschichte an der Universität Dortmund studiert und ist seit 20 Jahren journalistisch tätig: zunächst als freie Mitarbeiterin und Redakteurin bei der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*, seit 1999 als Redakteurin der *Thüringer Allgemeinen* in Erfurt, wo sie im Feuilleton arbeitet. Schwerpunkte: Musik und Musiktheater, Ballett, Schauspiel, Literatur sowie historische Themen.

Bewusstsein von der Aufgabe Öffentlichkeit

Der Journalistenberuf entsteht um 1700 in England

Horst Pöttker (Institut für Journalistik, TU Dortmund)

Die berühmteste Definition stammt von Max Weber:

„Beruf soll jene Spezifizierung, Spezialisierung und Kombination von Leistungen einer Person heißen, welche für sie Grundlage einer kontinuierlichen Versorgungs- oder Erwerbschance ist.“¹

Warum können Berufstätige ein verlässliches Einkommen erwarten? Weber spricht zwar nicht ausdrücklich davon, aber seiner Definition ist zu entnehmen, dass auch eine konstitutive *Aufgabe* zu einem Beruf gehört. Warum sollten Menschen durch die Bündelung besonderer Leistungen und Fähigkeiten eine kontinuierliche Erwerbs- oder Versorgungschance erhalten, wenn sie damit nicht eine Funktion erfüllen, die für andere Menschen, für die Gesellschaft wichtig ist?

Was ist ein Beruf?

Es gibt für Menschen und ihre Gesellschaft(en) wichtige Aufgaben, die sehr früh in der Kultur-entwicklung da waren. Menschen wollten schon immer Nahrung finden und von Krankheiten geheilt werden. Die Berufe des Jägers, Bauern oder Arztes sind deshalb sehr alt. Auch den Beruf des Richters mag es schon in grauer Vorzeit gegeben haben, denn man hat schon immer Menschen gebraucht, die sich besonders gut auf das Schlichten von Streit verstehen. Dass mit dieser Spezialisierung der Lebensunterhalt erworben wurde, kann man sich auch schon für Zeiten vorstellen, in denen Recht als Ordnungsgefüge mit schriftlich

fixierten Normen und zentralisierter Sanktionsgewalt noch nicht existierte.

Andere wichtige Aufgaben und die entsprechenden Berufe sind erst im Laufe der kulturellen und besonders der technologischen Entwicklung entstanden. Buchdrucker gibt es frühestens seit Gutenbergs Erfindung im 15. Jahrhundert. Der Beruf des Programmierers setzt die Computertechnologie voraus usw. Und Berufe können durch soziale und technologische Entwicklungen auch wieder verschwinden, weil ihre konstitutive Aufgabe wegfällt: Ammen gibt es nicht mehr, seitdem auch Mütter aus privilegierten Schichten ihre Babys selbst stillen, Setzer und Metteure sind durch den Offsetdruck überflüssig geworden und der Beruf des Wagners ist verschwunden, seitdem wir uns vorzugsweise mit Automobilen und kaum noch mit Pferd und Wagen fortbewegen.

Wann entsteht ein Beruf? Ist er schon da, sobald die Aufgabe, die er zu erfüllen hat, existiert und eine darauf zugeschnittene Spezialisierung erkennbar ist? Wenn wir Max Weber folgen, können wir noch nicht von Beruf sprechen, wenn Menschen besonders gut Tiere jagen, Krankheiten heilen oder Streit schlichten können, sondern erst, wenn sie sich darauf verlassen können oder zumindest wollen (Weber spricht ja nur von „Chance“), dass die auf ihre Aufgabe zugeschnittene Bündelung von Fähigkeiten und Leistungen einen *Tauschwert* hat, der es erlaubt, bei anderen Aufgaben auf das eigene Können zu verzichten, weil man sich auf die spezialisierten Leistungen anderer Berufe verlassen kann².

¹ Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5. Aufl. Tübingen 1976, S. 80.

² Den vom Ziel gesteigerter Effektivität angetriebenen sozialen Prozess, durch den mehr und mehr Berufe entstehen, hat 1785 schon Kant beschrieben (vgl. Kant, Immanuel: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. 7.

Aufl. Hamburg 1994, S. 4). Moderne Sozialwissenschaft, zumal wenn sie systemtheoretisch geprägt ist, nennt diesen Prozess „funktionale Differenzierung“, nicht selten wird auch der allgemeinere Begriff „Modernisierung“ in diesem Sinne verstanden.

Wo der Tauschwert einer Spezialisierung (noch) nicht sicher ist, müssen Menschen, die von ihr leben wollen, andere Menschen von der Wichtigkeit der betreffenden (neuen) Aufgabe sowie von der Nützlichkeit der professionellen Konzentration darauf überzeugen. Zur Entstehung von Berufen gehört deshalb, dass über die betreffende Aufgabe, ihre gesellschaftliche Bedeutung und die Bedingungen, die notwendig sind, damit sie verfolgt werden kann, nachgedacht und *öffentlich kommuniziert* wird. Ein Beruf beginnt, wenn Menschen von der Aufgabe, auf die sie sich spezialisieren, ein *Bewusstsein* erlangen und dieses zu erkennen geben, ja mit Emphase vertreten. Nicht zufällig hängt der Begriff der Profession mit „bekennen“ (lat. professere) zusammen.

In ihrer weiteren Entwicklung bilden Berufe dann auch *Institutionen* heraus, um die Effizienz ihrer Spezialisierung zu sichern und das Interesse an der damit verbundenen „kontinuierlichen Erwerbs- oder Versorgungschance“ im Machtgefüge einer Gesellschaft durchzusetzen. Berufsverbände, kodifizierte Verhaltens- und Qualitätsnormen oder formalisierte Ausbildungsgänge sind in der Konsequenz der Weberschen Begrifflichkeit aber nicht notwendig, um sinnvoll von „Beruf“ oder „Profession“ zu sprechen. Ausschlaggebend ist vielmehr das *explizite Bewusstsein* von und die *konsequente Orientierung* an der beruflichen Aufgabe und der auf sie gerichteten Spezialisierung, um die darauf gegründete Erwerbschance wahrzunehmen.

Journalismus als Beruf zur Öffentlichkeit

Im Folgenden wird Journalismus als Beruf betrachtet, dessen Aufgabe erst spät mit zunehmender sozialer Differenzierung und dem Modernisierungsschub hin zu Kapitalismus und Demokratie am Beginn der Neuzeit entstanden ist. Worin besteht diese Aufgabe?

Die geografische Expansion von Herrschaftsräumen und des Warenaustausches erforderte auch schon vor der Moderne, dass Politiker und Kaufleute sich über Ereignisse und Zustände informieren (können), die außerhalb ihrer unmittelbaren Wahrnehmung liegen. Mit dieser Aufgabe wurden Kundschafter und Boten betraut. Soweit

die Ergebnisse von deren Tätigkeit der Allgemeinheit zugänglich waren, lässt sich schon für die Antike oder das Mittelalter von journalistischen *Handlungsweisen* und Massenmedien sprechen.³ Noch kaum nachweisbar ist für diese „präjournalistischen“ Epochen⁴ aber eine *explizite Reflexion* über das Ziel und die Bedingungen dieser Handlungsweisen. Ein problemsensibles Bewusstsein von der Aufgabe, möglichst viele Menschen richtig über Wichtiges zu informieren, lässt sich erst belegen, als am Beginn des bürgerlichen Zeitalters neben den räumlichen weitere, vor allem soziale *Barrieren der gesellschaftlichen Kommunikation* entstehen.

Idealtypisch betrachtet war die Vormoderne eine lange Phase der gesellschaftlichen Entwicklung, in der jedes Subjekt alle lebenswichtigen Tätigkeiten selbst ausübte oder aus unmittelbarer Erfahrung kannte. Der Grad an Arbeitsteilung war gering, jede(r) war an Unfallschutz, Krankheitsbekämpfung, Lebensvorsorge, aber auch Rechtssprechung oder Wissensvermittlung beteiligt. Im Zuge der Modernisierung haben sich dann für die meisten Aufgaben besondere *Institutionen* gebildet, die eigens dazu da sind, eine bestimmte (und keine andere) Funktion zu erfüllen. Die Feuerwehr ist eigens dazu da, Brände zu löschen, Kliniken, um Kranke zu behandeln, Rentenversicherungsanstalten für die Altersvorsorge usw. Jeder Beruf bedeutet Spezialisierung auf eine Aufgabe. Realtypisch war die europäische Modernisierung ein Entwicklungsschub von relativ wenig zu mehr funktionaler Differenzierung.

Damit waren und sind aber nicht nur Effektivitätsvorteile verbunden, sondern auch Probleme. Denn die Vorteile funktionaler Differenzierung kommen nur dann zum Tragen, wenn es auf gesellschaftlicher Ebene zu einer *Koordination* der diversen Spezialtätigkeiten, Funktionen und Institutionen kommt. Auch auf die Aufgabe der (zentralen) Steuerung spezialisierte Institutionen wie der Sozialstaat sind allerdings von der Gefahr der Abkapselung und Borniertheit betroffen, die die Aufgabe der Koordination besonders wichtig macht. Diese Gefahr, auf die Robert Michels bereits vor dem Ersten Weltkrieg am Beispiel des politischen Parteiwesens aufmerksam gemacht hat⁵, stellt die kontraproduktive Kehrseite der oft gepriesenen Autonomie ausdifferenzierter, nach

³ Vgl. die Beiträge von Ulrich Huttner und Rüdiger Brandt/Karl Bünting in dieser Ausgabe.

⁴ Vgl. Baumert, Dieter Paul: *Die Entstehung des deutschen Journalismus*. München 1928, S. 18–28.

⁵ Vgl. Michels, Robert: *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens*. Leipzig 1911.

außen abgegrenzter Funktionssysteme dar⁶.

An dieser Stelle wird häufig auf die effektivere Steuerungskraft der „invisible hand“ des freien Marktes hingewiesen.⁷ Obwohl der Markt keine Institution ist, sondern ein Organisationsprinzip des Wirtschaftshandelns, das Prinzip der *Unbeschränktheit* des Ressourceneinsatzes und des Wettbewerbs, zeigen sich allerdings auch hier Defizite der Steuerungskapazität, z. B. wenn Angebot und Nachfrage nicht für alle Marktteilnehmer hinreichend *transparent* sind.

Neben Lenkungsinstitutionen (Staat, Politik, Recht) und dem Selbstregulierungsprinzip Markt ist offenbar eine dritte Steuerungsressource notwendig, damit in hochkomplexen Gesellschaften die Koordination der ausdifferenzierten Spezialtätigkeiten und Funktionen zustande kommt. Sie lässt sich bestimmen, wenn man fragt, worauf die Gefahr der Borniertheit moderner Institutionen eigentlich beruht? In den Gesellschaften der Moderne reicht das unmittelbare Erfahrungswissen nicht mehr aus, damit die Subjekte ihr Leben auf der Höhe der Kulturentwicklung gestalten und sich kundig an sozialen Regulierungsprozessen durch Politik oder Markt beteiligen können. Idealerweise müssen hier alle Wähler und Konsumenten auch über Vieles Bescheid wissen, das sich ihrer eigenen Erfahrung entzieht. Das setzt ein Optimum an *Transparenz* der gesellschaftlichen Prozesse und Verhältnisse voraus.

Wenn wir diese Regulierungsressource *Öffentlichkeit* nennen, ist damit kein soziales Gebilde gemeint, sondern eine Eigenschaft der gesellschaftlichen Kommunikation, die Eigenschaft ihrer *Unbeschränktheit*. Öffentlichkeit als Kommunikationsweise meint, dass einerseits jede(r) sich über alles informieren kann, was für die Lebensgestaltung von Belang ist und jenseits der unmittelbaren Erfahrung liegt; wofür andererseits erforderlich ist, dass auch alle Tatbestände und

Probleme, die es gesellschaftlich zu verarbeiten gilt, eine reelle Chance haben, publik (gemacht) zu werden.

Ähnlich wie das Prinzip des freien Marktes lässt sich Öffentlichkeit nicht in vollkommener Reinheit realisieren, auch weil sie mit anderen, ebenfalls legitimen Kommunikationsprinzipien wie dem Schutz der Privatsphäre oder des geistigen Eigentums konkurriert. Wo genau Öffentlichkeit durch andere Kommunikationsprinzipien begrenzt wird, ist von Kultur zu Kultur verschieden. Am weitesten gezogen sind ihre Grenzen dort, wo eine avancierte Modernisierung ihre soziale Akzeptanz am weitesten vorangetrieben hat. Das sind die westlichen Gesellschaften mit früher und erfolgreicher bürgerlicher Revolution.

Und ähnlich wie das Marktprinzip muss auch Öffentlichkeit gegen konkurrierende Kommunikationsprinzipien und Interessen *durchgesetzt* werden. Dazu gehört vor allem der Schutz der Pressefreiheit durch rechtliche Garantien sowie ökonomisch und kulturell wirksame Maßnahmen.⁸ Beim Öffentlichkeits-

prinzip ist es mit Abwehrmaßnahmen aber nicht getan. In den Verhältnissen der gesellschaftlichen Kommunikation sind durch die fortschreitende soziale Differenzierung *Barrieren* entstanden, die nur durch gestaltende Aktivitäten zu überwinden sind. Öffentlichkeit muss *hergestellt* werden.

Damit die Gesellschaft sich darauf verlassen kann, dass die Aufgabe Öffentlichkeit zuverlässig erfüllt wird, hat sich im Laufe der funktionalen Differenzierung naheliegenderweise auch ein *Beruf* herausgebildet, der sich auf *diese* Aufgabe spezialisiert und daraus eine kontinuierliche Erwerbschance ableitet. Diesen Beruf, dessen Praxis das Ermitteln von gesellschaftlich relevanten Sachverhalten und das Vermitteln wichtiger und richtiger Informationen an möglichst viele Menschen durch das kommunikative Gestalten von Medieninhalten ausmacht, nennen wir *Journalismus*.

In den Gesellschaften der Moderne reicht das unmittelbare Erfahrungswissen nicht mehr aus, damit die Subjekte ihr Leben auf der Höhe der Kulturentwicklung gestalten und sich kundig an sozialen Regulierungsprozessen durch Politik oder Markt beteiligen können.

⁶ Luhmann hat diese selbstreferenzielle Qualität im Anschluss an Humberto Maturana die „Autopoiesis“ sozialer Systeme genannt (vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilband*. Frankfurt/Main 1997, S. 65-78).

⁷ Vgl. Smith, Adam: *Der Wohlstand der Nationen*. München 1974 (zuerst erschienen engl. 1776).

⁸ Vgl. Czepek, Andrea: *Pressefreiheit und Pluralismus in Sambia*. Münster 2005; Sverdel, Marina: *Medienoligarchen. Chancen und Grenzen für die Pressefreiheit in der*

Apologeten eines anderen Berufs, der sich verwirrenderweise *Öffentlichkeitsarbeit* nennt, betonen gern, dass die ursprüngliche Form gesellschaftlicher Kommunikation jene ist, die wir heute als „Public Relations“ (PR) bezeichnen.⁹ Für PR, Propaganda oder Werbung ist charakteristisch, dass beim Publikum Zustimmung oder Kaufbereitschaft hervorgerufen werden sollen. Persuasive gesellschaftliche Kommunikation ist zweifellos älter als der Journalistenberuf, der sich mit seinen Idealen von Richtigkeit, Relevanz und Wahrhaftigkeit erst herausgeschält hat, als die abnehmende Transparenz der Verhältnisse infolge zunehmender sozialer Komplexität das glaubwürdige, unparteiliche wie unerschrockene Herstellen von Öffentlichkeit allein im Interesse des Publikums zu einer für Individuum und Gesellschaft gleichermaßen wichtigen Aufgabe werden ließ.

Berufliche Spezialisierung auf die Öffentlichkeitsaufgabe bedeutet nicht zuletzt, dass Journalisten sie als eine Aufgabe *sui generis* betrachten, die nicht durch andere, z. B. politische, religiöse oder wissenschaftliche Aufgaben überdeckt werden darf oder legitimiert zu werden braucht. Erst als die Praxis des Verbreitens aktueller Informationen sich der Aufgabe *bewusst* wird, Transparenz nur um der gesellschaftlichen Selbstregulierung und der individuellen Lebensgestaltung willen zu schaffen, also Öffentlichkeit ohne Auftrag eines Dritten *um ihrer selbst willen* herzustellen, entsteht jenes professionelle Streben nach Unabhängigkeit und nach gesellschaftlicher Anerkennung des Tauscherts der eigenen Spezialisierung, das für Journalismus als *Beruf zur Öffentlichkeit* konstitutiv ist.

England um 1700: Vorreiter der Moderne

Die These, die politischen Umbrüche Mitte des 17. Jahrhunderts in England bedeuteten eine frühe bürgerliche Revolution¹⁰, ist umstritten. Gleichwohl konzedieren auch Kritiker, die auf die stärker religiöse als soziale Motivation der Revolu-

tionäre um Cromwell hinweisen, „daß bereits im 17. Jahrhundert innerhalb des englischen Adels bürgerliche Normen und Verhaltensweisen stärker verbreitet waren als in den meisten kontinentaleuropäischen Aristokratien“¹¹, und sprechen vom „antizipatorischen Gehalt“ dieser „ersten Revolution der Neuzeit“¹², die für die Entwicklung von Kapitalismus und Demokratie vergleichsweise günstige Bedingungen geschaffen haben.

Wenn England das avancierteste Land auf dem Weg zur bürgerlichen, d. h. kapitalistischen, demokratisch verfassten, hoch differenzierten Industriegesellschaft gewesen ist, dann ist zu erwarten, dass hier zuerst Journalisten ein an der Öffentlichkeitsaufgabe orientiertes Selbstverständnis an den Tag gelegt haben. Tatsächlich benutzen britische Schriftsteller wie Daniel Defoe, Joseph Addison,

Richard Steele oder Jonathan Swift Anfang des 18. Jahrhunderts den Ausdruck „Journalismus“ noch nicht. Aber sie sind vermutlich die ersten publizistischen Praktiker, die in ihren berühmten Periodika wie *The Review* (Daniel Defoe, 1704-1713), *The Tatler* (Richard Steele, 1709-1711), *The Examiner* (Jonathan Swift, 1710-1716) oder *The Spectator* (Joseph Addison und Richard Steele,

1711-1714) ausführlich über Themen wie publizistische Unparteilichkeit, Presselügen und deren Vermeidung oder die Notwendigkeit von Pressefreiheit und Urheberrecht schrieben. Um das Jahr 1700 beobachten wir zum ersten Mal, dass Journalisten, die freilich noch nicht so genannt werden, sich dagegen wehren, für politische oder militärische Interessen benutzt zu werden. Dass das in England geschieht, ist kein Zufall. Im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts hat hier König William III. (1650-1702) Pressefreiheit proklamiert, und heute berühmte Publizisten wie die genannten vier machen nun von ihr Gebrauch, u. a. um eben diese Freiheit zu verteidigen und eine möglichst wahre Berichterstattung über den Spanischen Erbfolgekrieg nicht nur zu fordern, sondern auch selbst zu praktizieren.

Ukraine – eine Fallstudie. Köln 2008.

⁹ Vgl. Kocks, Klaus: *Glanz und Elend der PR. Zur praktischen Philosophie der Öffentlichkeitsarbeit.* Wiesbaden 2001.

¹⁰ Vgl. z. B. Hill, Christopher: *The English Revolution 1640.*

London 2002 (zuerst 1940).

¹¹ Schröder, Hans-Christoph: *Die Revolutionen Englands im 17. Jahrhundert.* Frankfurt/Main 1986, S. 192.

¹² Ebd., S. 205.

Zu welchen Resultaten die journalistische *Selbstreflexion* kam, die hier als Indiz für den Beginn des Berufs betrachtet wird, lässt sich an Textbeispielen aus der Feder von Joseph Addison und Daniel Defoe erläutern. Was Defoe betrifft, hat dazu der US-amerikanische Pressehistoriker William L. Payne Vorarbeit geleistet, weil seine Textauswahl *The Best of Defoe's Review*¹³ thematisch gegliedert ist und einen Abschnitt mit Defoes Essays über Presse und Pressefreiheit enthält. Bei Addison stütze ich mich auf die von dem britischen Presshistoriker G. Gregory Smith 1907 in vier Bänden herausgegebene, chronologisch angeordnete Sammlung aller Texte aus dem *Spectator*, von der hier der erste Band¹⁴ berücksichtigt wird¹⁵.

Diese englischen Texte aus dem frühen Jahrhundert der Aufklärung markieren auch deshalb den Beginn des Journalismus als Beruf, als hier Probleme angesprochen, Ideen gefasst und Prinzipien skizziert werden, die in späteren Phasen zu elaborierten rechtlichen, berufsethischen oder handwerklichen Standards und Regelwerken weiterentwickelt worden sind.

Reflexionen über Öffentlichkeit

In der ersten Ausgabe des *Spectator* vom 1. März 1711 schrieb Joseph Addison in einem Text, den wir heute als „Editorial“ bezeichnen würden:

„Mein ganzes Leben lang habe ich als Zuschauer gehandelt, und das will ich in dieser Zeitung beibehalten. [...] Wenn ich bedenke, wie viel ich gesehen, gelesen und gehört habe, muss ich mir meine bisherige Schweigsamkeit vorwerfen; und weil ich weder Zeit noch Neigung habe, die Fülle meiner Erfahrungen in mündlicher Rede zu kommunizieren, habe ich beschlossen, es auf dem Wege des Schreibens und Druckens zu tun, soweit das bis zu meinem Tod möglich ist. Meine Freunde haben mir oft gesagt, wie sie bedauerten, wenn so viele nützliche Entdeckungen, wie ich sie gemacht habe, im Besitz eines schweigenden Menschen bleiben sollten. Deshalb werde ich nun jeden Morgen zum Nutzen meiner Zeitgenossen einen Bogen voller Einsichten und Einfälle veröffentlichen; wenn ich so beitragen

*kann zum Vergnügen und zur Verbesserung des Landes, in dem ich lebe, werde ich es, wenn ich abberufen werde, mit der stillen Genugtuung verlassen, nicht vergeblich gelebt zu haben. [...] Wer Lust und Mut hat, mit mir zu korrespondieren, möge seine Briefe an den ‚Spectator‘ zu Händen von Mr. Buckley in ‚Little Britain‘ adressieren. [...] Wir haben eine Redaktion beauftragt, jeden Abend die Briefe herauszusuchen, die beitragen könnten zum Fortschritt des öffentlichen Wohls.“*¹⁶

Nur vier Wochen später, am 29. März 1711, konnten die von der letzten Stuart-Königin Anne regierten Briten in der seit 1704 erscheinenden Zeitung *The Review* eine andere Stellungnahme des Herausgebers Daniel Defoe in eigener Sache lesen:

*„Jeder weiß, dass es bei der geplanten Besteuerung öffentlicher Zeitungen nicht um die Staatsfinanzen geht, sondern darum, die Presse zu unterdrücken. [...] Diese Steuer wird als klares Eingeständnis aufgefasst werden, dass ihre Befürworter Argumenten nicht mit Vernunft und in offener Diskussion entgegen können. Eine Demonstration gegen sich selbst, die zeigt, dass eine Verteidigung mit Worten nicht möglich ist, und die die Scheu offenbart, die eigenen Argumente in der Auseinandersetzung mit Gegnern zu prüfen. [...] Eine generelle Last auf alles Veröffentlichte zu legen, oder, deutlicher gesagt, die Menschheit zum Schweigen zu bringen, ist ein Anschlag auf die Wahrheit, eine Maßnahme gegen die Freunde von Tugend, Bildung und Religion [...]. Eine generelle Steuer ohne Rücksicht auf die Thematik behindert auch alle öffentliche Kritik an Laster und Unmoral sowie alle Hilfen für Unterricht und Religion, alle nützlichen Anregungen für Lernen, Reformen im geistigen und materiellen Leben, die als knappe Handreichungen oft gute Wirkungen auf die Gesellschaft gehabt haben und weiter hätten. [...] Der Angriff auf die Unmoral wird den Generalangriff auf Presse und Wahrheit nicht überstehen. Dieser Generalangriff wird wie gesagt nützliche Veröffentlichungen unterdrücken und die Welt des Fortschritts berauben, der durch die Werke redlicher Publizisten zustande kommt.“*¹⁷

¹³ Payne, William L. (Ed.): *The Best of Defoe's Review*. New York 1951.

¹⁴ Smith, G. Gregory (Ed.): *The Spectator. Vol. one*. London/ New York 1954 (zuerst 1907).

¹⁵ Angeführte Zitate aus beiden Textsammlungen wurden vom Autor ins Deutsche übersetzt.

¹⁶ Smith, *Spectator*, S. 5f.

¹⁷ Payne, *The Best of Defoe's Review*, S. 77-79.

Um das hier zum Ausdruck kommende Selbstverständnis zu begreifen, muss man wissen, dass sowohl der 1672 geborene Addison als auch der Anfang der 1660-er Jahre zur Welt gekommene Defoe sich vor und neben ihrer publizistischen Tätigkeit mehr oder weniger erfolgreich als Politiker und Kaufleute versucht hatten, nicht ohne schmerzliche Erfahrungen¹⁸. Offenbar versprochen sie sich etwas davon, wenn das, was sie in diesen anderen Berufen erfahren hatten oder noch erfuhren, bekannt gemacht und für jede(n) einsehbar würde. Das ist, verglichen mit unserer Gegenwart, in der Öffentlichkeit oft als etwas Bedrohliches empfunden wird¹⁹, eine zutiefst *positive, optimistische* Auffassung von Öffentlichkeit, wie sie für die Aufklärung typisch ist. Aus dieser Sicht ist Öffentlichkeit kein Selbstzweck, sondern eben jene Ressource von Selbstregulierung, die moderne Gesellschaften für ihre Entwicklung und das Individuum für seine Lebensgestaltung brauchen.

In anderer, nämlich *erkenntnistheoretischer* Hinsicht tritt uns aus diesen Texten allerdings ein zutiefst negativer Begriff von Öffentlichkeit entgegen. Charakteristisch für diese Negativität ist, dass die Idee der Öffentlichkeit zwar viele Texte wie die zitierten durchzieht, das aber meistens nur an dem Adjektiv „öffentlich“ kenntlich wird, während das Substantiv, der Begriff „Öffentlichkeit“, nur an ganz wenigen Stellen ausdrücklich benannt wird. Warum *verzichten* schon Addison und Defoe, wie viele nach ihnen, auf eine explizite *Definition* dieses zentralen Begriffs ihres Denkens? Sie waren keine Wissenschaftler, für die die Bestimmung des heuristischen Instrumentariums zum professionellen Standard (oder zum zünftigen Ritual) gehört, sondern publizistische Praktiker, für die es weniger auf gedankliche Präzision als auf Wirksamkeit, aufs Ankommen beim Publikum ankommt.

Von heute aus noch wichtiger erscheint aber, dass Öffentlichkeit offenbar schon seit drei Jahrhun-

derten als ein nur über die Verneinung seines Gegenteils, mithin schwer bestimmbarer, zupackendem Definieren entgleitender Begriff gilt. Sein etymologisch konstitutiver Bestandteil im Deutschen ist die Eigenschaft „Offen“. Öffentlichkeit meint die *Abwesenheit* von Absperrungen, Blockierungen, Barrieren der Wahrnehmung und Kommunikation. Jeder Versuch, den Begriff darüber hinaus positiv zu füllen, z. B. im Sinne einer Gruppe von Menschen, die an der Kommunikation über bestimmte Themen teilnehmen (eine Definition, die zur heute gängig gewordenen Vorstellung von diversen „Teilöffentlichkeiten“ in einer Gesellschaft geführt hat), oder demokratietheoretisch als eine politische, für das Funktionieren von Staatsorganen notwendige Institution²⁰, muss zum Verlust der Vorstellung von grundsätzlicher Offenheit und Zugänglichkeit führen, die für den Begriff Öffentlichkeit ausschlaggebend ist. Dass Defoe ein solcher negativer Begriff von Öffentlichkeit vorgeschwebt hat, zeigt sich u. a. an seiner Bereitschaft, eine Beschränkung des Mediums Presse in Bezug auf ihre politischen Inhalte und Intentionen hinzunehmen:

„Gesetze können erlassen werden, um bestimmten Mißständen zu begegnen oder um bestimmte Personen zum Schweigen zu bringen. So kann z. B. verhindert werden, dass gedruckt wird, was Regierung und Parteien, Politik und nationalen Interessen schadet. Ich würde meine Zufriedenheit damit zeigen, indem ich als erster die Waffen streckte, auch um zu zeigen, dass ich nicht im eigenen oder privaten Interesse spreche. Aber wenn eine generelle Beschränkung ohne Ausnahme auferlegt wird, sind vermutlich Machenschaften im Gange, die man nicht wagt, die Bevölkerung wissen zu lassen. Sie geschehen, um die freien Bürger Britanniens mundtot zu machen; um Menschen ihrer rechtmäßigen und wirksamen Verteidigung zu berauben.“²¹

¹⁸ Vgl. die Biographien von Otten, Robert M.: *Joseph Addison*. Boston/MA 1982; Richetti, John J.: *Daniel Defoe*. Boston/MA 1987; Riehle, Wolfgang: *Daniel Defoe*. Reinbek/Hamburg 2002 oder West, Richard: *Daniel Defoe: The Life and Strange, Surprising Adventures of Daniel Defoe*. New York 1998.

¹⁹ Vgl. z. B. Noelle-Neumann, Elisabeth: *Öffentlichkeit als Bedrohung*. München 1977.

²⁰ Zur Verdinglichung des Öffentlichkeitsbegriffs in beiden Varianten hat Jürgen Habermas' Habilitationsschrift *Strukturwandel der Öffentlichkeit* mindestens durch ihren Titel beigetragen, denn nur etwas Substantielles, ein Gebilde, nicht ein Prinzip oder eine Eigenschaft kann

seine Struktur verändern (vgl. Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Berlin/Neuwied 1962). Die Vorstellung, Öffentlichkeit sei eine Art politische Institution, ist dann – nicht mehr wie bei Habermas in handlungstheoretischem Kontext, sondern mit systemtheoretischer Fundierung – von Gerhards und Neidhardt populär gemacht worden (vgl. Gerhards, Jürgen / Neidhardt, Friedhelm: *Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit*, in: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus [Hrsg.]: *Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation*. Oldenburg 1991, S. 42-47).

²¹ Payne, *The Best of Defoe's Review*, S. 80.

Man kann das als Ausdruck von Defoes oft behauptetem Opportunismus gegenüber den Herrschenden interpretieren. Der Vorwurf, politisch oder weltanschaulich wankelmütig zu sein, wird Journalisten, die konsequent auf Öffentlichkeit pochen, unter ihnen Heinrich Heine²², auch später immer wieder treffen. Denn es wird selten verstanden, dass das Festhalten an der Öffentlichkeitsaufgabe Ausdruck einer spezifisch *publizistischen* Gesinnung sein kann, die nicht weniger am Gemeinwohl orientiert ist und nicht weniger Charakterfestigkeit erfordert als politische oder religiöse Gesinnungen. Man kann es aber auch als einen Ausdruck von Defoes professionellem Sinn für die notwendige Offenheit der gesellschaftlichen Kommunikation interpretieren. Er konnte, wenn nötig, auf die politische Funktion der Presse verzichten, weil es ihm um Öffentlichkeit in einem umfassenderen, sozio-kulturellen Sinne ging. Für diese Deutung spricht, dass dem Verzicht auf eine positive Definition eine ausgeprägte Sensibilität für den Nutzen von Öffentlichkeit nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch jedes ihrer Individuen gegenübersteht. Unmittelbar nach dem Zugeständnis an politische Einschränkungen formuliert Defoe eine für die Aufklärung charakteristische Einsicht, von der heute nur selten die Rede ist, vielleicht, weil wir sie als selbstverständlich voraussetzen, vielleicht aber auch, weil sie zunehmend in Vergessenheit gerät: *Das Individuum braucht Öffentlichkeit, damit es sich gegen ungerechtfertigte Beschuldigungen und Angriffe zur Wehr setzen kann.*

Der Beginn des Journalismus als Beruf wird durch das Bewusstsein markiert, dass die Aufgabe, die dieser Beruf zu erfüllen hat, die Realisierung eines Menschenrechts bedeutet. Das gilt auch noch 300 Jahre später. An den arabischen Revolutionen von 2011 zeigt sich einmal mehr, dass das Aufkommen eines freien, professionellen Journalismus, der ein Optimum an gesellschaftlicher Transparenz herstellen will und kann, konstitutiv ist für das Ende von Diktaturen. Das vergessen wir in

den westlichen Demokratien leicht, wenn wir uns für den Schutz der Privatsphäre gegen zu viel Öffentlichkeit engagieren. *Öffentlichkeit tut not*, damit, wie schon Addison und Defoe es ausgedrückt haben, wissenschaftliche, moralische, religiöse Einsichten sich verbreiten können. Zum Beginn des Journalismus gehört die Erkenntnis, dass Menschen, denen eine Vielfalt an journalistischen Informationen und Medien zur Verfügung steht, sich ein zutreffenderes Bild von der Welt machen und deshalb besser mit ihr zurechtkommen können, als wenn sie auf ihre Primärerfahrungen angewiesen wären.

Mit diesem Nutzen von Öffentlichkeit für das Individuum hängt ihr Nutzen für die Gesellschaft zusammen: Nur wenn der Einzelne an den das Ganze betreffenden Entscheidungsprozessen teilnimmt (Partizipation), kann sich eine hochkomplexe Gesellschaft ihrer Probleme bewusst werden und sie lösen.

„Eine generelle Steuer ohne Berücksichtigung der Thematik behindert auch eine öffentliche Kritik an Laster und Unmoral sowie alle die Hilfen für Unterricht und Religion, alle die nützlichen Anregungen für Lernen, Reformen im geistigen und materiellen Leben, die als knappe Handreichungen oft gute Wirkungen auf die Gesellschaft gehabt haben und weiter hätten.“²³

Zum Beginn des Journalismus gehört die Erkenntnis, dass ein Mangel an Öffentlichkeit die Möglichkeit einer Veränderung von veränderungsbedürftigen Verhältnissen blockiert.

Anfang des 18. Jahrhunderts gewinnen in England Grundüberzeugungen vom Nutzen von Öffentlichkeit Konturen, die in der weiteren Entwicklung des Journalistenberufs zum professionellen Ethos ausgebaut werden. Charakteristisch für dieses Ethos ist eine Auffassung von Öffentlichkeit als Negation, als Überwindung von räumlichen und vor allem sozialen Kommunikationsbarrieren.

²² Vgl. Pöttker, Horst: *Modellfall Heinrich Heine. Über das Verhältnis von Journalismus und Schriftstellertum in Deutschland*. In: Hahn, Oliver / Schröder, Roland (Hrsg.):

Journalistische Kulturen. Köln 2008, S. 56-75.
²³ Payne, *The Best of Defoe's Review*, S. 79.

Dass diese Auffassung von Öffentlichkeit sich Anfang des 18. Jahrhunderts in England herausbildet, wird auch an Defoes Reflexionen über die *Methode notwendiger Beschränkungen* der Presse deutlich:

„Skandale machen, die Regierung beleidigen, Minister diffamieren, andere um den guten Ruf zu bringen usw. – das sollte durch die Verpflichtung jedes Autors unterbunden werden, seinen Namen unter das Geschriebene zu setzen, damit persönliche Entgleisungen zu-rechenbar werden. Personen, die von der Presse beleidigt werden, sollten angemessen hohe Entschädigungen erhalten. Anzüglichkeiten sollten geächtet werden. Statt vollem Namen nur die Anfangsbuchstaben drucken [...] – rechtliche Schritte gegen solche Praktiken werden die Zustimmung jedes klugen Mannes finden.“²⁴

Defoes Selbstreflexionen antizipieren die publizistische Praxis in Gesellschaften mit gesetzlich garantierter Kommunikationsfreiheit und professionellem Journalismus: Der Staat hält sich bei der Medienregulierung so weit wie möglich zurück, rechtliche Beschränkungen des Öffentlichkeitsprinzips ergeben sich weniger aus dem Straf- als aus dem Zivilrecht, und durch die Pflicht zur Kennzeichnung presserechtlicher Verantwortung (Angabe eines verantwortlichen Redakteurs im Impressum) wird vor allem das Öffentlichkeitsprinzip selbst als Methode ins Auge gefasst, die legitime Beschränkungen von Öffentlichkeit zuwege bringen kann.

Die Einsicht, dass totale Transparenz schon wegen des begrenzten Medienumfangs nicht möglich ist, verliert seit der digitalen Revolution an Bedeutung. Gleichwohl konkurriert Öffentlichkeit mit anderen sie begrenzenden Kommunikationsprinzipien wie dem *Schutz von Privatheit* oder der *begrenzten menschlichen Aufmerksamkeitskapazität*, so dass auch ein funktionsgerechtes Selektionsvermögen zu den professionellen Grundkompetenzen des Journalismus zählt.

Wenn diese Kompetenz dem Allgemeinwohl dienen soll, verlangt sie nach Relevanzkriterien, die nur aus unbeschränkter gesellschaftlicher Kommunikation hervorgehen können, deren Bildung also wiederum ein *öffentlichkeitsbedürftiges* Problem ist. Zum journalistischen Ethos gehört deshalb eine Grundpflicht zum Publizieren: Journalisten müssen nicht begründen können, warum sie etwas veröffentlichen, sondern warum sie es ggf. unterlassen²⁵, und das (Ver-)Schweigen, das Vernachlässigen von Themen und Nachrichten ist im Zweifel ein stärkerer Verstoß gegen das journalistische Berufsethos als ein Zuviel an Veröffentlichtem. Eine Sensibilität für diese Grundpflicht ist in den Texten Addisons und Defoes zu spüren, etwa wenn Addison seinen Entschluss bekannt gibt, die Zeitgenossen in Zukunft jeden Morgen an seinen bisher für sich behaltenen Erfahrungen teilhaben zu lassen.

Bewusstsein von publikumsbezogenen Qualitäten

Der negative Begriff von Öffentlichkeit, der durch Abwesenheit von Kommunikationsbarrieren konstituiert wird, bedeutet nicht, dass das Herstellen von Öffentlichkeit sich mit dem Einreißen solcher Barrieren, dem Beseitigen von

Hindernissen begnügen kann. Kommunikationsbarrieren gehören zu der Welt, die Menschen moderner Gesellschaften vorfinden. Um sie zu überwinden, müssen Journalisten mit bisher unbekannten Mitteilungsinhalten beim Publikum ankommen. Das ist keine Selbstverständlichkeit, denn grundsätzlich neigt die menschliche Psyche dazu, nur schon Vertrautes aufzunehmen, um mit sich in

Um beim widerspenstigen Publikum trotzdem anzukommen, gehört zur journalistischen Mentalität der Grundsatz, zuerst an die Adressaten, ihre Kommunikationsbedürfnisse und Aufmerksamkeitskriterien zu denken.

Einklang zu bleiben²⁶. Um beim widerspenstigen Publikum trotzdem anzukommen, gehört zur journalistischen Mentalität der Grundsatz, zuerst an die Adressaten, ihre Kommunikationsbedürfnisse und Aufmerksamkeitskriterien zu denken. Und der Journalistenberuf hat eine Reihe von Darstellungsformen (Genres) hervorgebracht, die

²⁴ Ebd., S. 81.

²⁵ Erst wenn z. B. Persönlichkeitsrechte einer Veröffentlichung entgegenstehen, müssen Journalisten Gründe wie

ein besonderes öffentliches Interesse anführen können, die nach sorgfältiger Abwägung ggf. das Publikationshemmnis übertrumpfen.

bestimmte kommunikative Prinzipien nutzen, um das Publikum wider sein erwartbares Desinteresse mit Neuem zu erreichen.

Zur zum Publikum gewandten Seite des Journalismus gehört, dass er sich die trotzdem vorhandene menschliche *Neugier* zunutze macht, indem er sich auf das hier und heute wichtig Erscheinende konzentriert und entsprechende, auf Aktualität und flüchtige Rezeption setzende Darstellungstechniken verwendet. Das Wichtigste dieser Genres ist die „umgekehrte Pyramide“, die Informationen nach Relevanz geordnet präsentiert, den Verständlichkeitsfaktor Kürze/Prägnanz²⁷ profiliert und sich in den 1880-er Jahren zuerst im angelsächsischen, etwas später auch im kontinentaleuropäischen Journalismus durchgesetzt hat²⁸.

Defoe beginnt seinen Artikel gegen die Stempelsteuer in der *Review* vom 29. März 1711 mit folgenden Sätzen:

„Wer reden will, sollte sich gleich zu Wort melden; und wer wenig Zeit zum Reden hat, sollte schnell zur Sache kommen. Ich warte daher nicht, bis der Erlass gedruckt ist, sondern reagiere schon jetzt auf den ärgerlichen Hinweis im ‚Examiner‘, dass mit der Erhebung einer Steuer auf Presseprodukte zu rechnen sei.“²⁹

Das kann als Antizipation von Nachrichtengenre und Aktualitätsprinzip gelesen werden. Gerade beim späteren Erfolgsautor des *Robinson Crusoe* drückt sich der Vermittlungswille, ein möglichst großes und heterogenes Publikum zu erreichen, bei dem man kein Interesse an der zu vermittelnden Information voraussetzen kann, in einem ausgeprägten Sinn für Stilmittel der *Verständlichkeit* und *Unterhaltsamkeit* aus, die seitdem für journalistische Arbeit typisch geblieben sind und zu nicht weniger typischen Schmähungen geführt haben: Defoe schreibt anschaulich und konkret, um aktuelle Beispiele bemüht, und scheut auch nicht vor boulevardesken Kriminal-, Piraten- und Gespenstergeschichten zurück³⁰. Auch dieser

Hang zum Außergewöhnlichen, Sensationellen, der doch nur auf Aufmerksamkeitskriterien des Publikums reagiert, hat Journalisten oft den Vorwurf unterhaltsamer Effekthascherei eingebracht. Das Problematische solcher publikumsattraktiven, voyeuristische Instinkte bedienenden Themenauswahl und Darstellungsweise ist im journalistischen Selbstverständnis von Anfang an präsent. Addison schreibt am 19. März 1711 im *Spectator*, um Leserbriefschreiber und freiwillige „Korrespondenten“ anzuleiten („user generated content“):

„Es gibt eine andere Gruppe von Korrespondenten, an die ich mich [...] wenden muss; ich meine diejenigen, die ihre Briefe mit privaten Skandalen und schwarzen Listen bestimmter Personen und Familien füllen. [...] Wenn ich Namen wie Caelia, Phyllis, Pastora oder ähnliche am Fuß eines Gekritzels lese, schließe ich nicht ohne Grund, dass mir das einigen Aufschluss geben wird über eine gefallene Jungfrau, ein treuloses Ehepaar oder eine liebeshafte Witwe. Ich muss diese Einsender(innen) darüber informieren, dass es nicht meine Absicht ist, als Aufdecker von privaten Intrigen und Machenschaften zu wirken oder kleine infame Geschichtchen aus dem Verborgenen ans Tageslicht zu zerren.“³¹

Wir finden hier eine Unterscheidung von schutzwürdiger Privatheit und notwendiger Öffentlichkeit, die zeigt, dass es sich um eine frühe Formulierung von *journalistischem Berufsethos* handelt. Schon bei Defoe und Addison kommt die Dualität von Seriosität und Boulevard, von E- und U-Journalismus zum Ausdruck, wobei Defoe mehr auf der Seite des publikumsattraktiven Boulevards, Addison mehr auf der Seite sachgerechter Seriosität zu stehen scheint.

Bewusstsein von gegenstandsbezogenen Qualitäten

Einen weiteren berufsreflexiven, heute sagen wir „medienjournalistischen“ Artikel beginnt Defoe am 19. Juli 1712 mit den Worten:

²⁶ Vgl. Festinger, Leon: *Theorie der kognitiven Dissonanz*. Bern 1978 (zuerst engl. 1957).

²⁷ Vgl. Langner, Inghard / Schulz von Thun, Friedemann / Tausch, Reinhard: *Sich verständlich ausdrücken*. München 2006.

²⁸ Vgl. Pöttker, Horst: *The News Pyramid and its Origin from the American Journalism in the 19th Century*. In:

Høyer, Svannik / Pöttker, Horst (Eds.): *Diffusion of the News Paradigm 1850-2000*. Göteborg 2005, S. 51-64.

²⁹ Payne, *The Best of Defoe's Review*, S. 77.

³⁰ Vgl. Kalb, Gertrud: *Daniel Defoe*. Heidelberg 1985, S. 26, 35.

³¹ Smith, *Spectator*, S. 50f.

„Ich war immer überzeugt, dass ein Grundrecht der Engländer die Freiheit ist, offen über Angelegenheiten von allgemeinem Interesse zu reden, mit der einzigen Einschränkung, dass diese Rede wahr sein muss. Denn ich habe die Redefreiheit niemals als eine generelle Erlaubnis zum Fälschen verstanden, als Spielwiese, wo aus eigener Machtvollkommenheit ohne Respekt vor den Tatsachen behauptet werden kann, was einem gerade gefällt.“³²

Hier wird eine zentrale Komponente von journalistischem Berufsethos formuliert, die sich vor allem auf die Gegenstände öffentlicher Mitteilungen bezieht. Wir nennen diese Qualität immer noch so, wie Defoe es vor 300 Jahren getan hat: *Wahrheit*.

Defoe verpflichtet „die Engländer“ im Allgemeinen auf die Wahrheit ihrer Aussagen, damit sie in den Genuss der Redefreiheit kommen können. Sollte es sich hierbei aber nicht auch um eine Qualität handeln, die speziell im Journalismus zu beachten ist? Können alle Handlungssubjekte einer modernen Gesellschaft Journalisten sein? Abgesehen davon, dass auch diese These von radikalen Journalismustheoretikern vertreten wird³³: Die Berufsbezeichnung „Journalist“ ist in liberalen Demokratien mit garantierter Pressefreiheit absichtlich *nicht geschützt*. Vor dem Hintergrund des freien Zugangs zum Journalistenberuf in offenen Gesellschaften widerspricht es nicht der These, dass Defoe mit seiner Formulierung ein zentrales Element journalistischer Professionalität zum Ausdruck bringt, wenn er von einer allgemeinen und nicht nur einer publizistischen Pflicht zur Wahrheit spricht. Die Wahrheitsqualität gehört *beiden* Sphären an, aus denen journalistisches Berufsethos sich speist, der beruflichen Öffentlichkeitsaufgabe wie der allgemeinen Moral³⁴.

Welche professionell relevanten Komponenten des emphatischen Begriffs *Wahrheit* finden sich in den selbstreflexiven Schriften englischer Publizisten am Beginn der Aufklärung? In den Texten Addisons und Defoes kommen drei ausdrücklich vor: *Richtigkeit, Wahrhaftigkeit und Unabhängigkeit*.

Welche professionell relevanten Komponenten des emphatischen Begriffs *Wahrheit* finden sich in den selbstreflexiven Schriften englischer Publizisten am Beginn der Aufklärung? In den Texten Addisons und Defoes kommen drei ausdrücklich vor: *Richtigkeit, Wahrhaftigkeit und Unabhängigkeit*.

Richtigkeit ist ein professionelles Kriterium, mit dem Journalisten entscheiden, ob dem Grundgebot zum Publizieren gefolgt werden kann oder nicht. Es schimmert in Defoes Streitschrift gegen die Stempelsteuer nur auf, wird aber in seiner Polemik gegen die Kriegshetze der Parteipresse umso stärker betont. Schon im ersten Absatz ist vom notwendigen „Respekt vor den Tatsachen“ („respect to matters of fact“) die Rede. Gegen Ende des Artikels heißt es:

„Kommende Generationen werden allen Grund haben, heutige Menschen zu verleumden, und zwar aufgrund unserer immensen Hinterlassenschaft an Lügen und Skandalgeschichten. Denn sie werden aufgrund ihrer großen zeitlichen Entfernung von zuverlässigen Zeugnissen nicht in der Lage sein, Richtiges und Falsches zu unterscheiden.“³⁵

Richtigkeit bedeutet auch heute noch, dass eine Aussage mit dem übereinstimmt, was nach der Sin-

neswahrnehmung (Erfahrung, Empirie) mehrerer Menschen als *Tatsache* oder *Fakt* gelten kann. Dem entspricht die professionelle Regel, dass zweifelhafte Informationen sich auf mindestens zwei unabhängige Quellen stützen müssen. Journalistische Aussagen müssen zutreffen, stimmen, intersubjektiver Überprüfung standhalten. Ist das nicht der Fall oder nicht tolerierbar unsicher (völlige Sicherheit kann es aus erkenntnistheoretischen Gründen nicht geben), darf eine Publikation nicht erfolgen – es sei denn, die bestehenden

³² Payne, *The Best of Defoe's Review*, S. 73.

³³ „Everybody is a journalist“, behauptet z. B. der australische Kommunikationswissenschaftler John Hartley immer wieder.

³⁴ Vgl. Pöttker, Horst: *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher*

Auftrag. Zum Verhältnis von Berufsethos und universaler Moral im Journalismus. In: Funiok, Rüdiger / Schmälzle, Udo F. / Werth, Christoph H. (Hrsg.): *Medienethik – die Frage der Verantwortung*. Bonn 1999, S. 215-232.

³⁵ Payne, *The Best of Defoe's Review*, S. 76.

Zweifel werden gegenüber dem Publikum offengelegt.

Letzteres führt zur zweiten Wahrheitskomponente, die die Frage betrifft, *wie* publiziert werden sollte. Wegen der unvermeidlichen subjektiven Selektivität (und damit Konstruiertheit) aller Erkenntnis lässt sich Wahrheit gerade im stets unter Zeitdruck stehenden Journalismus nicht als Beschaffenheit einzelner Aussagen realisieren, sondern nur als im Prinzip unvollendbarer Prozess der Vervollständigung, der auf Kommunikation beruht. In dieser Konzeption ist Öffentlichkeit die Voraussetzung von Wahrheit, nicht umgekehrt Wahrheitsprüfung die Voraussetzung von Öffentlichkeit. In Gang gehalten wird der Prozess der Wahrheit dadurch, dass das Subjekt einer Aussage mit seinem begrenzten Interessens- und Wahrnehmungshorizont sich als solches *zu erkennen* gibt. Dieses *Deklarieren* von unvermeidlichen Wahrheitsbeeinträchtigungen, das sich in der journalistischen Routine u. a. im Gebot zur Quellentransparenz niederschlägt, bezeichnen wir als *Wahrhaftigkeit*. Die Selbstdeklaration des journalistischen Subjekts hält Defoe wie erwähnt für so wichtig, dass er sogar gesetzliche Schritte gegen den Usus, nur die Initialen von Autoren anzugeben, für gerechtfertigt hält.

Auch die dritte Wahrheitskomponente betrifft das Handeln und die sozialen Beziehungen des journalistischen Subjekts. Um wahr berichten zu können, müssen Journalisten *unabhängig* sein von Parteien, Interessenverbänden und anderen Institutionen, die partikuläre Interessen zur Geltung bringen wollen. Journalisten sind *nur* ihrer beruflichen Aufgabe verpflichtet, Öffentlichkeit herzustellen - was freilich auch ein Partikularinteresse besonderer Art ist.

Addison, nachdem er in der Widmung des *Spectators* die Absicht bekundet hat, die Rolle eines „unvoreingenommenen Beobachters“ („impartial spectator“)³⁶ zu spielen, äußert sich am 19. März 1711 über das journalistische Ideal der Unabhängigkeit:

„Wie oft bin ich von beiden Parteien gefragt worden, wie es mir möglich sei, angesichts der Schurkereien, die von der Gegenpartei derjenigen begangen würden, die den Brief schreibt, ein unvoreingenommener, interes-

*sensfreier Beobachter zu bleiben? Vor zwei Tagen wurde mir ein altes griechisches Gesetz vorgehalten, das jedermann verbietet, in den Auseinandersetzungen seines Landes neutraler Beobachter zu bleiben. Trotzdem werde ich mich von Parteilichkeit fernzuhalten bemühen, weil ich sehr genau spüre, dass meine Zeitung ihre Wirksamkeit verlieren würde, wenn sie ins Fahrwasser parteiischer Entrüstung und Empörung geriete.“*³⁷

Die Paradoxie, dass Unabhängigkeit ein unerreichbares professionelles Ideal ist, dem es trotz seiner Unerreichbarkeit nachzustreben gilt, hat bis heute nichts von ihrer Brisanz für den Journalistenberuf eingebüßt. Das *Bemühen* um Unabhängigkeit und Wahrheit mag es auch schon vorher gegeben haben, aber dem bewussten *Ausdruck des Willens* dazu begegnen wir erst bei englischen Publizisten wie Addison oder Defoe. Bei ihnen ist das Bemühen um Unabhängigkeit von Anfang an am *Erfolg* journalistischer Produkte orientiert, was aus Addisons Bemerkung hervorgeht, ohne dieses Bemühen würde seine Zeitung ihre Wirksamkeit verlieren. Erfolg bemisst sich dabei schon vor 300 Jahren an der Größe des Publikums („Einschaltquote“), was sowohl professionell-publizistische als auch kommerzielle Motive haben kann. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die Überlappung kommerzieller und publizistischer Interessen im amerikanischen Journalismus die Konzentration auf's Faktische, die Trennung von Nachricht und Kommentar, die Nachrichtenpyramide und andere professionelle Standards entstehen lassen.

An der Dimension Unabhängigkeit wird deutlich, dass die Wahrheitsbindung des Journalismus und seine grundsätzliche Freiheit keine Gegensätze sind. Für das Gelingen publizistischer Arbeit sind beides notwendige Voraussetzungen, die sich ergänzen und teilweise sogar überschneiden. Nicht schreiben zu müssen, was eine Partei, ein Verband oder eine Kirche verlangt, ist sowohl Kernelement publizistischer Freiheit als auch notwendige Bedingung für Wahrheitssuche. Das wussten im 19. Jahrhundert sogar Karl Marx und Friedrich Engels, die sich entgegen einem verbreiteten Vorurteil darin einig waren, „nur ein auch von der Partei selbst pekuniär unabhängiges Blatt haben“ zu wollen. Denn „abhängig zu sein, selbst von einer Arbeiterpartei, ist ein hartes Los.“³⁸

³⁶ Smith, *The Spectator*, S. 1.

³⁷ Ebd., S. 51.

³⁸ Friedrich Engels an August Bebel. In: Marx, Karl / Engels,

Friedrich: *Pressefreiheit und Zensur*. Hrsg. v. Iring Fetscher. Frankfurt/Main/Wien 1969, S. 234f.

Damit sind wir bei der Frage, ob es zwei Jahrhunderte früher in England auch schon ein ähnliches Nachdenken über rechtliche und organisatorische Bedingungen journalistischer Arbeit gegeben hat?

Bewusstsein von Bedingungen des Journalismus - Pressefreiheit und Urheberrecht

In Defoes – zunächst vergeblicher – Streitschrift gegen eine allgemeine Besteuerung der Presse können wir lesen, was die Diktatoren dieser Welt zu ihrem eigenen Schaden bis heute nicht begreifen wollen:

„Jeder Vorwand, die Presse zu unterdrücken, wird immer ein Schandfleck für die Partei sein, die ihn vorbringt, weil an ihr der Verdacht haften bleibt, dass sie die Wucht der Wahrheit nicht ertragen und keine entlastenden Beweise antreten kann. [...] [Die Stempelsteuer] enthält ein klares Eingeständnis, dass weder die gängigen Praktiken in der Politik noch in der Moral das Licht der Öffentlichkeit ertragen würden, dass die hinter ihr stehenden Personen und deren Partei ein Interesse haben, ihre Aktivitäten zu verbergen. Die Methode, freie Diskussion mit Zwang zu unterdrücken, hat etwas Willkürliches und Grausames [...]. Offensichtlich verletzt diese Methode etwas, das unsere Nation, Gott sei Dank, immer gehütet hat, nämlich die Freiheit des einzelnen. [...] Ein Anschlag auf die Presse, von welcher Seite er auch kommen mag, ist immer ein Anschlag auf die Wahrheit. Der Parteienzwist wird Oberhand gewinnen, es wird mehr als zuvor von Untergrundpamphleten und den unvermeidlichen Schmähschriften wimmeln, die die Parteien fleißig über das ganze Königreich verteilen werden. Die Pfeile dieser Schriften werden schärfer, ihre Gifte stärker sein als bei irgendetwas Gedrucktem, zumal sie von den Mitgliedern der verschiedenen Parteien emotionaler wahrgenommen werden. Ich berufe mich auf jeden, der sich an die Tage [...] erinnert, als die Lizenz-Tyrannie über die Presse herrschte. Quoll nicht jene Zeit über vor Schmähungen und Verleumdungen, die die

*Parteien mehr ruiniert haben, als es seit der Pressefreiheit jemals der Fall gewesen ist?*³⁹

Deutlicher als Defoe vor 300 Jahren kann man kaum sagen, dass Pressefreiheit eine notwendige Bedingung der Möglichkeit von professionellem Journalismus ist. Dass er dabei den herrschenden Politikern, von denen Einschränkungen dieser Freiheit zu befürchten sind, deren Nutzen für ihre eigenen Interessen klarzumachen versucht, zeugt von einer Geschicklichkeit und einem Gleichgewicht von Eigensinn und Fremdverstehen gegenüber der Politik⁴⁰, die man bis heute längst nicht bei allen Verteidigern der Pressefreiheit findet. Auch klingt bei Defoe bereits durch, dass Pressefreiheit nicht nur rechtliche, sondern auch ökonomische, organisatorische und kulturelle Aspekte hat.

Bezeichnend für den Zusammenhang zwischen der frühen Entwicklung des Kapitalismus und der Genese des Journalistenberufs ist Defoes Überzeugung, Pressefreiheit sei eine Bedingung dafür, dass Journalisten von ihrer Arbeit leben können. Eben das hat Max Weber als „Beruf“ definiert. Noch einmal Defoe über voraussehbare Folgen der Stempelsteuer: Die generelle Beschränkung werde der Presse auferlegt,

„um zahlreichen Familien, die in verschiedene Branchen des Pressegeschäfts investiert haben, das Eigentum, den Lebensunterhalt und die Beschäftigung zu nehmen. Zumindest diejenigen, deren publizistische Aktivitäten den Staat oder die Regierung nicht betreffen, müssten billigerweise von so einer Steuer ausgenommen werden. Darunter fallen die Urheberrechte an kleinen Büchern, z. B. Almanachen, Katechismen, Psalmen-Sammlungen, religiösen und moralischen Broschüren mancher Art, die für viele Familien die Grundlage des Lebensunterhalts sind. Um die Rechte dieser Familien vor Ausplünderung zu schützen, hat das vorige Parlament ein überfälliges Gesetz beschlossen, dessen Nutzen sich seitdem in vielen Fällen erwiesen hat.“⁴¹

Pressefreiheit und Urheberrecht – Defoe sieht sie als zwei Seiten derselben Medaille. Beide sind für

³⁹ Payne, *The Best of Defoe's Review*, S. 78f.

⁴⁰ Vgl. Pöttker, Horst: *Maßstab: Balance von Eigensinn und Fremdverstehen*. In: Imhof, Kurt / Blum, Roger / Bonfadelli, Heinz / Jarren, Otfried (Hrsg.): *Mediengesellschaft*.

Strukturen, Merkmale, Entwicklungsdynamiken. Wiesbaden 2004, S. 347-362.

⁴¹ Payne, *The Best of Defoe's Review*, S. 80.

ihn Voraussetzungen für Journalismus als Beruf zur Öffentlichkeit. Dass er erwähnt, die Stempelsteuer werde im Pressesektor tätige Familien ihrer Existenz berauben, ist ein aufschlussreiches Argument, um den Beginn des Journalistenberufs in der Frühzeit der kapitalistischen Entwicklung zu belegen.

Defoe war Verleger, Herausgeber, Chefredakteur und Autor der *Review* in einer Person. Anders als 130 Jahre später Karl Marx⁴² blickt er nicht auf Widersprüche, sondern auf *Gemeinsamkeiten* von Presse- und Gewerbefreiheit. Das erscheint weitsichtig, wenn man bedenkt, dass gesellschaftlich tragfähige Öffentlichkeit sich seither nur in marktgesteuerten Gesellschaften entwickelt hat, nicht in Systemen, die von einem politisch-ökonomischen Machtzentrum aus gesteuert werden. Solche Systeme haben sich durchweg als unfähig erwiesen, ihre Probleme rechtzeitig wahrzunehmen, und sind an den daraus erwachsenden Fehlsteuerungen zugrunde gegangen.

Seriöse Wissenschaft kann zwar nicht mit Sicherheit behaupten, dass dies so bleiben muss. Gleichwohl spricht die historische Erfahrung bisher mehr für Defoe als für Marx, was eine (selbst)kritische Sozial- und Kommunikationswissenschaft ernst nehmen sollte. Gleichwohl würde es sich lohnen, gerade nach der digitalen Revolution, welche Investitionskosten für Druck und physischen Vertrieb überflüssig macht und dadurch die faktische Grundlage für das Wahrnehmen von Urheberrechten unterhöhlt, stärker auch über *Unverträglichkeiten* von freier Öffentlichkeit und beispielsweise Exklusivverträgen nachzudenken. Dass Richtlinie 1 zur Ziffer 1 des deutschen Presskodex solche Verträge delegitimiert, wenn Informationen „für die Meinungs- und Willensbildung wesentlich“ sind, ist eine wenig bekannte berufsethische Regel, auf die sich nur selten Beschwerden stützen. Es dürfte kein Zufall sein, dass gegen die Öffnung von *Wikileaks* für nur wenige internationale Medien Ende 2010 eine Beschwerde beim Deutschen Presserat eingereicht wurde⁴³. Der Kontrast zwischen den Zugänglichkeitspotenzialen, die durch das Internet verbundene digitale Medien bieten, und dem Flaschenhals der vom *Wikileaks*-Management

privilegierten Zeitungen⁴⁴ stimuliert neue Aufmerksamkeit für ein altes Problem. Dafür konnte Defoe aufgrund seines frühkapitalistischen Hintergrunds, in dem es noch keine Oligopole im Mediengeschäft gab, noch keinen Sinn haben.

Durchaus Sinn hatte er dagegen für den Umstand, dass nicht nur Pressefreiheit eine Voraussetzung für professionellen Journalismus ist, sondern auch umgekehrt professioneller, die Wahrheitsqualität realisierender Journalismus eine Voraussetzung, ohne die Pressefreiheit gefährdet ist. Wird die Pressefreiheit von Journalisten genutzt, ohne dass z. B. die Wahrheitsbindung hinreichend beachtet wird, begründen daraus erwachsende Fehlleistungen der Medien die Legitimität externer Maßnahmen, welche Einschränkungen der Medienfreiheit mit sich bringen.

Journalisten müssen auch deshalb richtig, wahrhaftig und unabhängig berichten, um die Pressefreiheit als Voraussetzung für die Erfüllung ihrer beruflichen Aufgabe zu verteidigen. Es kann vorkommen, dass unzulängliche Arbeitsbedingungen oder konkurrierende Qualitätsanforderungen wie Aktualität oder Verständlichkeit in Einzelfällen zu Verletzungen der Wahrheitspflicht führen. Aber Journalisten können es sich, wie Defoe schon vor 300 Jahren erkannt hat, im Interesse der Öffentlichkeitsaufgabe und der damit verbundenen Erwerbschance *nicht* leisten, Richtigkeit, Wahrhaftigkeit und Unabhängigkeit *regelmäßig* außer Acht zu lassen, so dass die Glaubwürdigkeit ihrer Produkte darunter litte. Es kann nicht schaden, wenn Journalisten sich auch in dieser Hinsicht gelegentlich an die englischen Publizisten zurück-erinnern, die spätestens 1711 ein journalistisches Selbstverständnis an den Tag gelegt haben, das als Beginn des Berufs gelten kann.

Was lässt sich vom Beginn des Journalistenberufs um 1700 in England lernen?

Über Unbekanntes lassen sich keine zuverlässigen Aussagen machen. Ob Addison und Defoe wirklich die ersten waren, deren öffentliche Selbstreflexion als Beginn des Journalistenberufs zu gelten hat, ist nicht ganz sicher. Möglicherweise hat es

⁴² Vgl. Marx, Karl: *Die Verhandlungen des 6. Rheinischen Landtags*. In: Marx/Engels, *Pressefreiheit und Zensur*, S. 44-99, bes. S. 90-92. („Die erste Freiheit der Presse besteht darin, kein Gewerbe zu sein.“, S. 92)

⁴³ Die Beschwerde wurde vom Deutschen Presserat abge-

wiesen, weil nicht *Der Spiegel*, sondern *Wikileaks* für die Exklusivität verantwortlich sei (vgl. Pressemitteilung vom 24. März 2011).

⁴⁴ *New York Times*, *Guardian*, *Der Spiegel*, *El Pais* und *Le Monde*.

auch vor ihnen schon publizistische Praktiker gegeben, die Ähnliches geäußert haben; in Deutschland beispielsweise Kaspar Stieler, in dessen berühmter Apologie der Zeitungen von 1695⁴⁵ jedoch nicht jenes Maß an Problembewusstsein, Horizontweite und Konsistenz zu erkennen ist, das man wenige Jahre später in den Zeitungstexten englischer Publizisten findet. Sicher ist aber, dass Journalismus als Beruf zur Öffentlichkeit *nicht später* entstanden sein kann als im Kontext der frühkapitalistischen Entwicklung in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.

Hat diese Einsicht für uns einen Nutzen? Addison, Defoe und weitere englische Publizisten ihrer Zeit sind Beispiele, dass sich eine für den Journalismus als Beruf zur Öffentlichkeit charakteristische *Mentalität* im damals modernsten Land der Welt bereits um 1700 herausgebildet hatte, jedenfalls in ihren Grundzügen. Erst erheblich später, in den angelsächsischen Ländern in der zweiten Hälfte des 19., in Zentraleuropa Anfang des 20. Jahrhunderts, sind die in den Schriften dieser englischen Publizisten erkennbaren Grundsätze *institutionalisiert* worden. Dann entstehen journalistische Verhaltenskodizes, Ausbildungsgänge, Akademien, Lehrbücher, Berufsverbände⁴⁶, in den USA seit den 1920-er Jahren auch eine breite wissenschaftliche Fundierung des Berufs durch Studiengänge und Forschung an Universitäten.

Heute wird professioneller Journalismus oft mit dem konkreten Selbstbild und den Arbeitstechniken identifiziert, die auf diese Phase der institutionellen Verfestigung zurückgehen. Mit dieser Sichtweise sind Verengungen und Fixierungen verbunden, die sich in der Phase der grundlegenden Herausforderung des Journalismus durch die digitale Revolution als problematisch erweisen. Wer sich nur auf die institutionalisierten Standards beruft, muss wie Siegfried Weischenberg zu dem Schluss kommen: „Das Jahrhundert des Journalismus ist vorbei“⁴⁷. Aber muss Unabhängigkeit mit *Unbeteiligtsein*, Aktualität mit dem *politischen Tagesgeschehen*, Journalismusfinanzierung mit *Anzeigeneinnahmen* und die Öffentlichkeitsaufgabe mit der *Nachrichtenfunktion* gleichgesetzt werden?

Angesichts der gegenwärtigen Krise⁴⁸ kann es helfen, sich daran zu erinnern, dass es den Journalistenberuf auch schon *vor* der Phase seiner institutionellen Verfestigung gab. Das verdeutlichen die Selbstreflexionen Defoes oder Addisons über Öffentlichkeit, Aktualität, Wahrheit, Pressefreiheit und Urheberrecht. Sie zeigen, wie noch heute Journalisten wegen der beruflichen Öffentlichkeitsaufgabe typischerweise denken (müssen). Gerade aufgrund der historischen Distanz zeigen sie ex negativo aber auch, was sich im Journalismus ändern *kann*, weil es *nicht* zum Kern des Berufs gehört.

Horst PÖTTKER (1944)

Prof. Dr.; ist Sozial- und Kulturwissenschaftler, Professor für Theorie und Praxis des Journalismus an der Technischen Universität Dortmund und Dekan der Fakultät Kulturwissenschaften. Er ist außerdem Vorsitzender des Vereins zur Förderung der Zeitungsforschung in Dortmund und Mitherausgeber der Schriftenreihe *Öffentlichkeit und Geschichte* im Herbert von Halem Verlag (Köln). Nach Studium der Soziologie, Philosophie, deutschen Philologie und Mathematik an den Universitäten Hamburg, Zürich, Kiel und Basel 1978 Promotion an der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Basel. Von 1985 bis 1996 verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift *medium* im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) in Frankfurt a. M. 1995 Habilitation für Soziologie (Schwerpunkt: Soziologie der Kommunikation und der öffentlichen Medien) an der Universität Siegen, 1996 Berufung auf die Professur für Theorie und Praxis des Journalismus an der Universität Dortmund. Schwerpunkte: Theorie und Geschichte des Journalistenberufs, journalistische Berufsethik und Selbstkontrolle, Medien-Migrations-Integration, journalistische Arbeitstechniken (Recherche und Darstellungsformen), klassische Theorien der Öffentlichkeit.

⁴⁵ Vgl. Stieler, Kaspar: *Zeitungs Lust und Nutz*. Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1695. Bremen 1969.

⁴⁶ Vgl. den Beitrag von Thomas Birkner in diesem Heft.

⁴⁷ Weischenberg, Siegfried: *Das Jahrhundert des Journalismus*

ist vorbei. In: Bartelt-Kircher, Gabriele u. a.: *Krise der Printmedien: Eine Krise des Journalismus?* Berlin/New York 2010, S. 32-61.

⁴⁸ Vgl. Bartelt-Kircher u. a., *Krise der Printmedien*.

Journalismus – eine Profession, die keine ist

Thomas Birkner (Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Münster)

Der Journalist Erwin Rosen liefert uns eine anschauliche Beschreibung des Alltags in einer Zeitungsredaktion in Hamburg um 1904:

„Maschinengeschriebene Blätter flogen von Platz zu Platz, Rotstifte strichen, Federn schrieben eilig Überschriften. Dieser Wirrwarr, der einen Durchschnittsmenschen verrückt gemacht haben würde, dauerte aber nicht lange. In den Wust von bedrucktem und beschriebenem Papier kam Ordnung. Jeder der Redakteure entschied, wie der Teil der Zeitung, den er leitete, heute aussehen sollte. So wurde das von anderen gelieferte Material verarbeitet, redigiert. Und nun schrieb man selbst. Der Politiker baute seinen Leitartikel, der Feuilletonist feilte an seiner Theaterbesprechung, der Lokalredakteur bebrütete irgend eine Angelegenheit der Stadt. Es wurde geschrieben, telefoniert, hastig weggelaufen, eine Nachricht zu ergänzen, eine Information einzuholen.“¹

Anfang des 20. Jahrhunderts hatte die moderne Welt endgültig einen Grad der Beschleunigung und Komplexität erreicht, dass es auch für die Funktion der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung² Fachleute bedurfte, um „zueinander zu vermitteln, was in einer modernen Gesellschaft vorgeht“³. Zuvor waren das Pressewesen und die Gesellschaft Jahrhunderte lang mit eher semiprofessionellen Tagesschriftstellern und Teilzeitjournalisten ausgekommen. Rosens Abgrenzung der Redakteure vom „Durchschnittsmenschen“ als ‚Nachrichtenprofis‘ ist die Formulierung eines Exklusivitätsanspruchs in der arbeitsteilig organisierten Gesellschaft, wie ihn üblicherweise Professionen für sich reklamieren. Doch ist das Konzept der ‚professions‘ ein prinzipiell umstrittenes und insbesondere auf den Journalismus bezogen heikel, fehlen dem Journalistenstand doch bis heute

deutliche Merkmale ‚klassischer‘ Professionen wie Ärzten oder Anwälten:⁴

„Professions‘, deutsch ‚akademische‘ oder ‚Expertenberufe‘, sind nichtmaterielle Vollzeitberufe, die eine langjährige, spezialisierte und tendenziell wissenschaftliche (also im tertiären Bereich stattfindende) Ausbildung voraussetzen, in der vor allem berufsspezifisches, generalisierbares, theoriehaltiges und durch Examensabschlüsse (Diplome, Patente, Titel) nachweisbares Fachwissen vermittelt wird. Im Zuge der Verwissenschaftlichung und Spezialisierung ist solches Fachwissen in der Regel nur durch ausgebildete Fachleute (Experten) praktisch-beruflich umsetzbar. Die Fachkompetenz folgt also aus der jeweiligen Fachausbildung. Unter Berufung auf diese Kompetenz beanspruchen die Angehörigen professioneller Berufe das Monopol beim Angebot der von ihnen erbrachten Leistungen, wobei zur Realisierung solcher monopolistischer Ansprüche in der Regel auf staatliche Unterstützungen und Garantien (z. B. ‚Kurpfuscher‘ ausschließende, eine bestimmte nachzuweisende Ausbildung gesetzlich vorschreibende Ärzteordnung) nicht verzichtet werden kann. Unter Berufung auf jene Kompetenz fordern die Angehörigen professioneller Berufe ein hohes Maß an Freiheit von Fremdkontrollen durch Laien (sei es durch die ‚Abnehmer‘ ihrer Leistungen, also Patienten, Klienten und dergleichen, sei es durch soziale Organisationen oder durch den Staat) und bieten, gewissermaßen zum Ausgleich, bestimmte Formen der kollektiven, von ihren Berufsorganisationen durchzuführenden Selbstkontrollen an (Kontrolle des Zugangs zum jeweiligen Beruf, fachspezifische Verhaltensanweisungen und Ehrenkodices, Ehrengerichte, etc.). Unter Berufung auf jene Kompetenz und mit Verweis auf die gesellschaftlich zentrale Be-

¹ Rosen, Erwin: *Allen Gewalten zum Trotz. Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibermannes*. 17. Auflage. Stuttgart 1939 [1922], S. 162f.

² Vgl. Weischenberg, Siegfried: *Der Gärtner und der Botaniker. Impressionen, Reflexionen und Informationen zur Situation des Journalismus und seiner Beobachtung durch die Wissenschaft*. In: Fasel, Christoph (Hrsg.): *Qualität und Erfolg im Journalismus*. Konstanz 2005, S. 271-288, S. 274.

³ Pöttker, Horst: *Journalismus unter Goebbels. Über die Kraft der Radioreportage*. In: *Literaturwissenschaft und Linguistik* 111/1998, S. 61f., S. 56-76.

⁴ Vgl. Wehler, Hans-Ulrich: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 3. Band: *Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914*. München 1995, S. 1491, Anm. 10; Weischenberg, Siegfried: *Journalistik*, 2. Band: *Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure*. Opladen 1995, S. 493ff.

*deutung der von ihnen erbrachten Leistungen beanspruchen die Angehörigen professioneller Berufe vergleichsweise hohes Einkommen und hohes Ansehen.“*⁵

Diese Definition der Historiker Werner Conze und Jürgen Kocka offenbart alle bis heute neuralgischen Punkte einer journalistischen Profession – die eben keine ist. Und zwar, weil sie unter anderem über keinen geregelten Berufszugang verfügt und auch ihr Monopolanspruch immer wieder angezweifelt wurde und aktuell im Internet durch ‚Bürgerjournalisten‘ und die so genannte ‚Blogosphäre‘ herausgefordert wird. Verstanden jedoch als „Prozess der Durchsetzung von Interessen“⁶, oder auch als „Professionalisierungstendenzen“⁷ kann das Konzept der Professionalisierung für die historische Entwicklung des Journalismus in der sich ausdifferenzierenden Gesellschaft „fruchtbar“⁸ gemacht werden. Auf der Basis empirischer Untersuchungen hat der amerikanische Berufssoziologe Harold Wilensky fünf Stadien einer Professionalisierung von Berufen herausgearbeitet:⁹

1. die Zusammenfassung der „Berufsfunktionen zu einem Hauptberuf“,
2. die „Einrichtung von Ausbildungsstätten“, in Kontakt mit den Hochschulen,
3. die „Bildung von Berufsverbänden“,
4. ein „exklusives Kompetenzmonopol“, staatlich geschützt und
5. die Zusammenfassung von Regeln in einer „förmlichen Berufsethik“.¹⁰

Dabei wird in Bezug auf Journalismus eine vollständige Professionalisierung durchaus als dysfunktional für seine Funktionserfüllung für die Gesellschaft angesehen.¹¹ Insofern wird hier eben nicht eine vollendete Professionalisierung, sondern der Prozess der Professionalisierung zu

Grunde gelegt. Mit der Definition von Conze/Kocka und dem beschriebenen Phasen der Professionalisierung von Wilensky soll im Folgenden der Weg der Journalisten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts nachgezeichnet werden, wobei es vor allem um das Entstehen eines journalistischen Selbstverständnisses, als Grundvoraussetzung für die Bildung von Berufsverbänden, die Einrichtung von Ausbildungsstätten und die Formulierung einer förmlichen Berufsethik, geht. Zentral war dabei für die Journalisten in der Tat die Hebung von Einkommen und Ansehen, wobei es besonders um letzteres schlecht bestellt war. Rolf Engelsing bezeichnet die damaligen Journalisten als „Outcasts“ und zitiert den Buchhändler Leo Wörl entsprechend, der 1881 schrieb: „Die Publizistik wird zu den unehrlichen Berufen gezählt, d. h. zu denen, die sich außerhalb des sozialen Organismus bewegen wie ehemals Schäfer, Kesselflicker, Zahnärzte, Zigeuner und Schauspieler.“¹²

Gesinnungsjournalismus als Hypothek

Das gesamte 19. Jahrhundert über hatten Unfreiheit und Gängelung durch die Politik die Entwicklung des Journalismus gehemmt. Die herrschenden Strukturen beeinflussten die Akteure und ihre Arbeitsweisen. Als „inkorporierte Geschichte“¹³, so könnte man sagen, wirkte die Unterdrückungserfahrung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dahin, dass die Journalisten ihre Arbeit dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem als „Gesinnungsarbeit“¹⁴ erstanden. Das lange Verbot der Meinungsäußerung provozierte eine Art „Nachholbedürfnis“¹⁵, endlich die eigene Meinung kundzutun.

⁵ Conze, Werner / Kocka, Jürgen (Hrsg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 1: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen*. Stuttgart 1985, S. 18f.

⁶ Ebd., S. 20.

⁷ Weischenberg, *Journalistik*, 2. Band, S. 493.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. ebd., S. 492.

¹⁰ Wilensky, Harold: *Jeder Beruf eine Profession?* In: Luckmann, Thomas / Sprondel, Walter M. (Hrsg.): *Berufssoziologie*. Köln 1972, S. 202ff. Dabei schränkt Wilensky jedoch ein, dass die gesetzliche Lizenzierung insgesamt „relativ unwichtig“ (ebd., S. 204) sei.

¹¹ Vgl. vor allem Weischenberg, *Journalistik*, 2. Band, S. 491ff.; Weischenberg, Siegfried / Malik, Maja / Scholl, Armin: *Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland*. Konstanz 2006, S. 13;

Requate, Jörg: *Gescheiterte Existenzen? Zur Geschichte des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert*. In: Welke, Martin / Wilke, Jürgen (Hrsg.): *400 Jahre Zeitung. Die Entwicklung der Tagespresse im internationalen Kontext*. Bremen 2008, S. 335-354, S. 352.

¹² Engelsing, Rolf: *Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland*. Berlin 1966, S. 42.

¹³ Bourdieu, Pierre: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/Main 1987, S. 101.

¹⁴ Dovifat, Emil: *Der amerikanische Journalismus*. Herausgegeben von Stephan Ruß-Mohl. Berlin 1990 [1927], S. 213.

¹⁵ Requate, Jörg: *Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert, Deutschland im internationalen Vergleich*. Göttingen 1995, S. 270.

Hinzu kam in dieser Phase die symbiotische Entstehung von Parteien und Parteizeitungen nach 1848, welche zu einer „Epoche der politischen Parteipresse“¹⁶ führte. Journalismus war in dieser Zeit Teil des politischen Systems und litt dabei vor allem unter der „Denaturierung der Parteien“¹⁷, aber keine gestaltende Rolle in der Politik hatten. Das bewirkte einen „realitätsfernen Doktrinarismus“ und führte zu „einer ideologisch fixierten Lagermentalität“¹⁸, was sich auch auf den Journalismus jener Jahre übertrug. Jörg Requate hat dann auch in seiner maßgeblichen Studie *Journalismus als Beruf* bis in die 1880er Jahre vor allem die Gesinnungstreue der deutschen Journalisten betont.¹⁹

Vor diesem Hintergrund war das Entstehen einer Berufsgruppe mit gemeinsamen Interessen nahezu unmöglich. Die Journalisten fühlten sich einer Partei zugehörig und insofern gab es zwar Parteigenossen, aber eben keine Berufsgenossen. Die Grabenkämpfe zwischen den großen politischen Richtungen der Zeit, dem Konservatismus, dem Liberalismus, dem Katholizismus und zunehmend auch der Sozialdemokratie, wurden in der dominierenden Parteipresse geführt. Doch langsam erkannten die schreibenden Parteigänger die Gemeinsamkeiten mit den Kollegen auch fremder Gesinnung. Besonders deutlich wird dies in der Auseinandersetzung um die fortgesetzten Einschränkungen der Pressefreiheit. Gemeinsam bemühte man sich darum, den „unbefriedigende(n) Rechtszustand, in welchem die deutsche Presse lebt“,²⁰ wie es in der Einladung zum ersten Journalistentag 1864 hieß, zu verbessern.

Doch es war schwer, gemeinsame Positionen zu finden. An den zweiten Journalistentag im Jahr darauf erinnert sich der spätere Generalkonsul und Geheime Regierungsrat Julius von Eckardt, damals Redakteur der *Rigaschen Nachrichten* in

seinen Memoiren:

„Statt einer Versammlung von Fachgenossen, die die Interessen und Aufgaben ihres Berufs erörterten, hatte sich ein Konzil zumeist liberaler und radikaler Schriftsteller zusammengefunden, die in längeren und kürzeren Reden wiederholten, was sie in ihren Artikeln bereits gesagt hatten.“²¹

Neben den parteiischen Gegensätzen benannte von Eckardt hier in der Tat noch einen weiteren wichtigen Punkt: Die Journalisten waren ihrem Selbstverständnis nach Schriftsteller,²² die sich als Tagesschriftsteller verdingen mussten. Horst Pöttker schreibt zum Beispiel über Theodor Fontane,

er habe den „Journalismus als Brotberuf gehasst, ohne davon lassen zu können“.²³ Rudolf Stöber nennt als eine wichtige Bedingung für die Herausbildung des modernen Journalismus, dessen Emanzipation von verwandten Berufen, aus

denen er sich entwickelt hat.²⁴ Doch davon konnte in dieser Zeit noch keine Rede sein. So wenig sich der Journalismus hier vom Schriftstellerberuf gelöst hatte, so wenig war die Trennung vom Verleger fortgeschritten, denn bis 1881 waren Zeitungen, also Institutionen und nicht Akteure, bei den Journalistentagen vertreten.

Ein entscheidender Erfolg der Journalistentage und einer sich langsam durchsetzenden gemeinsamen Aktion war die Verabschiedung des Reichspressegesetzes 1874.²⁵ Zwar ging es den Liberalen und insgesamt fast allen Journalisten in Bezug auf die Freiheiten nicht weit genug. Aber der Regierung ging es eigentlich schon viel zu weit: „Wilhelm I. soll es sehr widerstrebend unterzeichnet haben, der liberalen Reichstagsmehrheit war es nur mit der Drohung abzurufen, ansonsten gänzlich auf ein Pressegesetz verzichten zu müssen.“²⁶ Bei allen

Das gesamte 19. Jahrhundert über hatten Unfreiheit und Gängelung durch die Politik die Entwicklung des Journalismus gehemmt

¹⁶ Koszyk, Kurt: *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert*. Berlin 1966, S. 128.

¹⁷ Ullrich, Volker: *Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871-1918*. Frankfurt/Main 1997, S. 37.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Requate, *Journalismus als Beruf*, S. 324.

²⁰ Zit. ebd., S. 222.

²¹ Eckardt, Julius von: *Lebenserinnerungen. 1. Band*, Leipzig 1910, S. 43.

²² Vgl. u. a. Koszyk, *Deutsche Presse*, S. 223.

²³ Pöttker, Horst: *Öffentlichkeit als Sisyphusarbeit*. In:

Pörksen, Bernhard / Loosen, Wiebke / Scholl, Armin (Hrsg.): *Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis*. Wiesbaden 2008, S. 76.

²⁴ Stöber, Rudolf: *Apriori des Wandels oder „Agents of Change“?* In: Behmer, Markus / Blöbaum, Bernd / Scholl, Armin / Stöber, Rudolf (Hrsg.): *Journalismus und Wandel - Analysedimensionen, Konzepte, Fallstudien*. Wiesbaden 2005, S. 16, 13-39.

²⁵ Vgl. Stöber, Rudolf: *Deutsche Pressegeschichte*, 2. Auflage. Konstanz 2005, S. 146.

²⁶ Ebd.

Unzulänglichkeiten aber gewährte es doch einen relativ sicheren Rechtsrahmen, zumindest für jene, die weder für die katholische noch für die sozialdemokratische Presse – Bismarcks Lieblingsfeinde – schrieben. Insgesamt stieg nach 1874 die Attraktivität des Berufs in Form des festen Redakteursverhältnisses, was vor allem daran lag, dass das Gesetz viele wirtschaftliche Zwänge der Presse beseitigte und diese nun deutlich expandierte. Im Journalismus entstanden neue Arbeitsplätze. Michael Meyen hat, ebenso wie Michael Schudson, herausgearbeitet, dass „Ökonomisierung auch und vielleicht sogar vor allem Professionalisierung bedeutet“.²⁷

Funktionale Differenzierung

Trotz des steigenden Personalbedarfs war der Weg in den Journalismus auch ohne geregelten Berufszugang keineswegs voraussetzungslos einzuschlagen. Insbesondere auch nach der Revolution von 1848 drängten zunächst viele politisch in Ungnade Gefallene, denen nun der Weg in den Staatsdienst verwehrt war, in den Journalismus. Im gesamten 19. Jahrhundert lag der Akademikeranteil meist über 80 Prozent.²⁸ Es gab unter den Zeitungsschreibern so viele Promovierte, dass es oft üblich war, Journalisten als „Herr Doktor“²⁹ anzusprechen und zum Beispiel in Leipzig Journalisten den Dokortitel quasi von Berufswegen nutzten, auch wenn sie ihn gar nicht besaßen.³⁰ Es waren also keinesfalls „gescheiterte Student[en]“,³¹ welche damals Zeitung machten, obschon Kaiser Wilhelm II. sich leidlich über das „Abiturientenproletariat, namentlich die Herren Journalisten, das sind vielfach verkommene Gymnasiasten“,³² beschwerte. Generell war und blieb der Journalistenberuf auch über die Jahrhundertwende hinaus hauptsächlich ein bildungsbürgerlicher, obwohl die-

se Berufswahl dann als Abkehr vom Bürgertum gewertet wurde und man Journalisten deshalb in der Bürgertumsforschung häufig als Randgruppe bezeichnet hat.³³ Robert Brunhuber aber lehnte diese Bewertung bereits 1908 ab. Von „dem konventionellen Berufsleben Enttäuschte sind es, die sich den ‚freien‘ Berufen zuwenden, um ihr Amt nicht mit dem Verlust der Persönlichkeit zu bezahlen“.³⁴ Dies war möglich, weil dennoch auch im Journalismus recht gut verdient wurde und die Gehälter von Redakteuren auch der kleineren und mittelgroßen Zeitungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „ganz im Rahmen bürgerlicher Einkommen“³⁵ lagen. James Retallack meint, dass

*„more than a small elite of editors earned relatively high remuneration, most notably in large urban centers. Around 1900 an editor of a small or medium-sized newspaper in a provincial capital might have earned somewhere between 3,000 and 10,000 marks annually. [...] Correspondents and editors with many years' experience might have earned between 10,000 and 20,000 marks, while a chief editor on the staff of a large national daily might earn a salary of 40,000 to 50,000 marks“.*³⁶

„Abiturientenproletariat, namentlich die Herren Journalisten, das sind vielfach verkommene Gymnasiasten“

Von Hugo von Kupffer, dem Chefredakteur des *Berliner*

Lokal-Anzeigers, zum Beispiel wurde kolportiert, „er verdiene im Jahr 40.000 Mark“.³⁷ Innerhalb der sich ausdifferenzierenden Redaktionen differenzierten sich auch Rollenfunktionen im Journalismus aus³⁸, wobei die Bezahlung der Journalisten ihrer vertikalen Differenzierung folgte. Basierend auf einer Auswertung von insgesamt 2.532 Stellenangeboten und 2.016 Stellengesuchen aus den Zeitschriften *Zeitungs-Verlag* und *Literarische Praxis* aus den Jahren 1904 bis 1908 hat Paul Stoklossa eine Art Rangfolge aufgestellt:

²⁷ Meyen, Michael: *Das journalistische Feld in Deutschland. Ein theoretischer und empirischer Beitrag zur Journalismusforschung*. In: *Publizistik* 54-3/2009, S. 342; vgl. Schudson, Michael: *Why Democracies Need an Unlovable Press*. Cambridge 2008, S. 32.

²⁸ Vgl. Requate, *Journalismus als Beruf*, S. 142ff.

²⁹ Requate, *Gescheiterte Existenzen?*, S. 347

³⁰ Vgl. Retallack, James: *From Pariah to Profession? The Journalist in German Society and Politics, from the late Enlightenment to the Rise of Hitler*. In: *German Studies Review* 16/1993, S. 184, 175-223.

³¹ Engelsing, *Massenpublikum und Journalistentum*, S. 57.

³² Zit. n. Requate, *Journalismus als Beruf*, S. 157.

³³ Vgl. Engelsing, *Massenpublikum und Journalistentum*, S. 43.

³⁴ Brunhuber, Robert: *Das Deutsche Zeitungswesen*. Leipzig 1908, S. 25.

³⁵ Requate, *Journalismus als Beruf*, S. 217.

³⁶ Retallack, *From Pariah to Profession?*, S. 187.

³⁷ Stöber, Rudolf: *Der Prototyp der deutschen Massenpresse. Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ und sein Blattmacher Hugo von Kupffer*. In: *Publizistik* 39-3/1994, S. 324.

³⁸ Vgl. Blöbaum, Bernd: *Journalismus als soziales System*. Opladen 1994, S. 289ff.

- Chefredakteur, Hauptredakteur
- Politischer Redakteur, erster Redakteur, Handels-, Feuilleton-, Ressortredakteur
- Lokalredakteur
- Hilfsredakteur, zweiter Redakteur, Redaktionsgehilfe, Volontär.³⁹

Verglichen mit dem *Gehaltstarifvertrag für Redakteurinnen und Redakteure an Tageszeitungen 2008-2010*, der für ChefredakteurInnen, Chefinnen/Chefs vom Dienst, RessortleiterInnen, RedakteurInnen und VolontärInnen gilt, fällt auf, dass bereits das Kaiserreich diese auch einkommensdeterminierte Rangfolge von unterschiedlichen Leistungsrollen und Funktionen im Journalismus kannte.⁴⁰ In den ersten beiden Gruppen von Stoklossa lagen die angebotenen Gehälter (3.696 Mark bei den Ressort-Redakteuren und 5.214 Mark bei den Chefredakteuren) sogar höher als die ersuchten (3.249 Mark bei den Ressort-Redakteuren und 4.742 Mark bei den Chefredakteuren).⁴¹

Doch nicht nur am oberen, auch am unteren Rand differenzierte sich der Berufsstand aus. Für die letzte seiner Gruppen, die Hilfsredakteure und Volontäre, in der er viele Berufsanfänger vermutete, ermittelte Stoklossa 1910 ein durchschnittliches Jahresgehalt von 1.892 Mark in den Angeboten und 1.977 Mark in den Gesuchen.⁴² Ebenfalls 1910 veröffentlichte die Gesellschaft für Soziale Reform *Die wirtschaftliche Lage der Privatangestellten*. Auf der Basis einer Umfrage mit sehr geringem Rücklauf wurden einerseits Spitzengehälter von 12.000 bis 15.000 Mark ermittelt, allerdings auch spärliche Gehälter von 1.500 bis 1.800 Mark: „Bei dem großen

Andrang zu dem in seiner Arbeit unterschätzten, in der Bedeutung und Freiheit der Stellung oft überschätzten Berufe, dürften die unzulänglichen Besoldungsverhältnisse noch längere Zeit andauern.“⁴³ In diesem unteren Segment fanden sich auch die meisten der journalistisch aktiven Frauen wieder.⁴⁴

Elisa Ichenhaeuser hat in ihrer *Journalistik als Frauenberuf* als durchschnittliches Einkommen für Redakteurinnen etwa 1.200 Mark ermittelt, wobei überhaupt nur etwa 18 Prozent der damaligen Journalistinnen als Redakteurinnen bei Tageszeitungen arbeiteten.⁴⁵ Hier werden die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in ihrer Langzeitwirkung deutlich. Im Zuge der so genannten „Lex Otto“⁴⁶ waren nach der Revolution von 1848 Frauen insgesamt per Gesetz aus dem Journalismus ausgeschlossen worden. Die Universitäten durften sie erst seit 1908 besuchen.⁴⁷ Frauen wurden im *Männerberuf*⁴⁸ Journalismus als *weibliche Gefahr auf literarischem Gebiete* massiv diskriminiert.⁴⁹ Das galt auch für vermeintlich positive Argumentationen wie jene von Max Osborn 1896:

„Das Talent zum Plaudern, zur behaglichen Unterhaltung ist eine vorzügliche Grundlage für den Beruf des Feuilletonisten. Der echte Feuilletonstil in seiner harmlosen Schwatzhaftigkeit, die lose Art der Komposition, die leichte Oberflächlichkeit, die geradezu verlangt werden muss, sie wird die Frauen, die die Feder führen können, locken, – und die Hälfte der journalistischen Arbeit beruht schließlich auf dem Feuilletonstil.“⁵⁰

Während viele Frauen als freie Mitarbeiterinnen

³⁹ Stoklossa, Paul: *Der Arbeitsmarkt der Redakteure*. In: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik* 31/4, 1910, S. 532, 531-535.

⁴⁰ Verdi: *Gehaltstarifvertrag für Redakteurinnen und Redakteure an Tageszeitungen 2008-2010*. In: www.verdi.de/djultarif/tarifvertraege/data/gtv_red-tz-2008-10.pdf (14. März 2011).

⁴¹ Vgl. Stoklossa, *Der Arbeitsmarkt der Redakteure*, S. 533.

⁴² Vgl. ebd.

⁴³ Krueger, Herrman Edwin Karl: *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Privatangestellten*, 1. Band. Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform, III. Band, Heft 6 und 7. Jena 1910, S. 48.

⁴⁴ Vgl. hierzu, auch im Kontext „profession“, Kinnebrock, Susanne: *Revisiting journalism as a profession in the 19th century: Empirical findings on women journalists in Central Europe*. In: *Communications* 34/2009, S. 107-124.

⁴⁵ Ichenhaeuser, Elisa: *Die Journalistik als Frauenberuf*. Berlin/Leipzig 1905, S. 13; vgl. Retallack, *From Pariah to*

Profession, S. 207f.

⁴⁶ Kinnebrock, Susanne: *Frauen und Männer im Journalismus. Eine historische Betrachtung*. In: Martina Thiele (Hrsg.): *Konkurrenz der Wirklichkeiten*. Göttingen 2005, S. 110, 101-132.

⁴⁷ Nolte, Paul: *1900: Das Ende des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Perspektive*, In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 47/1996, S. 292, 281-300.

⁴⁸ Neverla, Irene / Kanzleiter, Gerda: *Journalistinnen – Frauen in einem Männerberuf*. Frankfurt/New York 1984.

⁴⁹ Wahl, Theodor: *Die weibliche Gefahr auf literarischem Gebiete*. Stuttgart 1906.

⁵⁰ Osborn, Max: *Die Frauen in der Literatur und der Presse* (Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten, zwanglos erscheinende Hefte), herausgegeben von Gustav Dahms, Heft 9, Berlin 1896, S. 273f. Vgl. Ichenhaeuser, *Journalistik als Frauenberuf*, S. 7.

von Frauenbeilagen arbeiteten, war in der männlich dominierten Tagespresse das sich etablierende Angestelltenverhältnis ein entscheidender Grund für die Trennung des Journalistenberufs vom Verleger. Auf der Basis der wirtschaftlichen Expansionen im Pressewesen und des Ausbaus der Anzeigenfinanzierung wurde die Redaktion stärker in den Verlag integriert und somit Teil der Fixkostenkalkulation des Verlegers. Diese räumliche Inklusion jedoch bewirkte eine funktionale Differenzierung: „Die scharfe Trennung des geschäftlichen vom redaktionellen Teil, wie sie sich im 19. Jahrhundert durchsetzte, war die Voraussetzung für die Differenzierung des Journalisten- und des Verlegerberufs.“⁵¹ Der Verleger hatte nun die „Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel“ und der Journalist wurde zum „abhängig Beschäftigten“.⁵² So erklärte der Anonymus ‚Seneca‘ in der *Redaktion*, der Fachzeitschrift für Redakteure, Journalisten, Schriftsteller und Verleger:

„Vieles habe ich gesehen und oft bin ich der leidende Teil gewesen, aber dass der einfache Provinzredakteur – und dazu gehören doch 9/10 unserer Berufsgenossen –, er mag eine noch so tüchtige Bildung haben, noch so viel Erfahrung besitzen, ein Freund und Berater des Verlegers, gar ein ‚hochgeschätzter Mitarbeiter‘ ist, habe ich noch nie gefunden. Wir sind Angestellte!!! Das ist die bittere Wahrheit.“⁵³

Wir wissen nach wie vor recht wenig über diese große Mehrheit der deutschen Journalisten. Die meisten Zeitzeugnisse stammen von jenen, die zumindest später eine große Karriere machten und deshalb ihre Erinnerungen niederschrieben. So wie der spätere Bundespräsident Theodor Heuss, der in seinen Memoiren erzählt, dass er 1912 als Chefredakteur der *Neckar-Zeitung* dem Verleger, der seinem „Kollegen für das Lokale und für den Sport einmal Krach machte, ruhig mitteilte, in der Redaktion habe er nichts zu sagen.“⁵⁴ Johannes Frizenschaf aber, der 1901 mit *Die Praxis*

des Journalisten ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller schrieb, meinte, dass „alle großen Zeitungsverleger, die es zu etwas gebracht haben“, eine „unabhängige Redaktion“ hätten.⁵⁵ Und so hatte die funktionale Trennung von Verlag und Redaktion durchaus ihr Gutes, denn nun wurde die Chefredaktion zum „Träger der Zeitung“,⁵⁶ so Richard Wrede, der Herausgeber der *Redaktion*. Vor diesem Hintergrund erst konnte die ‚Innere Pressefreiheit‘ ihren modernen Charakter erhalten und dieser bis heute virulente Konflikt ist im Angestelltendasein des modernen Journalisten systemimmanent. Das gilt auch für die noch heute hochbrisante Debatte über die hochschulgebundene Ausbildung von Journalisten.⁵⁷ Auf der Basis des Angestelltenverhältnisses forderten die Verleger 1900:

„Der Verein deutscher Zeitungsverleger erstrebt die systematische Ausbildung von Männern für den Journalistenberuf auf den Universitäten und hofft damit wesentlich dazu beizutragen, daß der Stand der Journalisten auch bei uns in Deutschland die Stellung einnimmt, auf die er in anderen Ländern schon berechtigten Anspruch machen kann.“⁵⁸

Auch innerhalb der sich langsam findenden journalistischen Berufsgruppe wurde intensiv darüber diskutiert, wie man denn das Ansehen verbessern könnte und vielen erschien tatsächlich eine qualifizierte Ausbildung der beste Weg. Herausragender Protagonist der einsetzenden Ausbildungstendenzen war Richard Wrede, der an seiner Journalisten-Hochschule „Theorie und Praxis zugleich pflegen“⁵⁹ wollte. Neben der Praktischen Journalistik gab es Vorlesungen zum „Urheber- und Preßrecht“ und zu „Geschichte und Technik des Zeitungs- und Buchdrucks“, sowie „Rezensionsübungen an Werken der bildenden Kunst“.⁶⁰

Das „Begabungsdogma“⁶¹ beherrschte allzu lange

⁵¹ Koszyk, *Deutsche Presse*, S. 226.

⁵² Blöbaum, *Journalismus als soziales System*, S. 152.

⁵³ „Ein Endziel“. In: *Die Redaktion. Fachzeitschrift für Redakteure, Journalisten, Schriftsteller und Verleger. Archiv für Zeitungskunde*. Begründer und Herausgeber: Dr. Richard Wrede. 3. Jg., 9. Oktober 1904, S. 313.

⁵⁴ Heuss, Theodor: *Erinnerungen 1905-1933*. Tübingen 1963, S. 183.

⁵⁵ Frizenschaf, Johannes: *Die Praxis des Journalisten. Ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller*. Leipzig 1901, S. 110.

⁵⁶ Wrede, Richard: *Handbuch der Journalistik*. Berlin 1906 [1902], S. 7.

⁵⁷ Vgl. u. a. Fröhlich, Romy: *Dauerbaustelle. Aktuelle Pro-*

bleme und Herausforderungen der hochschulgebundenen Journalistenausbildung. In: Holtz-Bacha, Christina / Reus, Gunter / B. Becker, Lee (Hrsg.): *Wissenschaft mit Wirkung. Beiträge zu Journalismus- und Medienwirkungsforschung*. Wiesbaden 2009, S. 206-219.

⁵⁸ Zit. n. Kutsch, Arnulf: *Journalismus als Profession. Überlegungen zum Beginn des journalistischen Professionalisierungsprozesses in Deutschland am Anfang des 20. Jahrhunderts*. In: Blome, Astrid / Böning Holger (Hrsg.): *Presse und Geschichte. Leistungen und Perspektiven der historischen Presseforschung*. Bremen 2008, S. 301f.

⁵⁹ Wrede, *Handbuch der Journalistik*, S. 7.

⁶⁰ Ebd., S. 16ff. Vgl. Streißler, Friedrich: *Der Schriftsteller und Journalist. Eine Darstellung des Werdeganges, der*

den Diskurs, auch wenn Wrede meinte, „das Wort vom ‚geborenen‘ Journalisten“ sei nur „unter dem Gesichtspunkte der sozialen Suggestion erklärlich“. ⁶² Viele Journalisten waren in dieser Frage unentschieden. Julius Bachem von der *Kölnischen Volkszeitung* erklärte, dass „die Errichtung von Lehrstühlen für Journalistik bedeutet, dass die Journalistik als Wissenschaft, oder wenn man lieber will, als Kunst anerkannt ist“. ⁶³ Und dennoch fügte er hinzu, „den richtigen Instinkt kann keine Schule, auch keine Hochschule lehren – man muss es in den Fingerspitzen haben.“ ⁶⁴ Auch wenn sich solche illustren Namen wie Egon Erwin Kisch unter den Schülern fanden, waren diese ersten Versuche einer hochschulgebundenen Journalistenausbildung nicht von Erfolg gekrönt. ⁶⁵

Redaktionelle Unabhängigkeit

Neben der Trennung vom Verleger schritt auch jene vom Schriftsteller voran. In den modernen Redaktionen ergaben sich gerade für „diejenigen Schriftsteller, die nicht die literarische Elite darstellten, feste Arbeitsverhältnisse, die eine hauptberufliche, tagesschriftstellerische Betätigung ermöglichten.“ ⁶⁶ Vermutlich auch deshalb ging die Trennung hier von den Schriftstellern aus, denn diese mieden, wie Heinrich Buhlhaupt, die Redaktion als den neu entstehenden Ort des Journalismus, wie der Teufel das Weihwasser:

„Das Redakteursbureau der *Weserzeitung* habe ich in meinem Leben nur ein einzigesmal [sic!], im Jahre 1874, betreten – als Journalist

wäre es mein beständiger Kerker ...“ ⁶⁷

Wer aber den Kerker betrat und also in die Redaktion eintrat, wurde dort auch zum Journalisten. Die journalistische Sozialisation in der Zeitungsredaktion haben unter anderem Manfred Rühl und Siegfried Weischenberg erforscht. ⁶⁸ Auf dem Wege der Arbeitsroutine, der Sammlung, Auswahl und Bearbeitung des Nachrichtenstoffs, entstand hier die moderne journalistische Handlungsrolle. Dabei wich das bisherige Unterordnen von Nachrichten unter eine Parteilinie, langsam aber sicher dem permanenten Einordnen des Stoffes für den

Leser, ohne ersteres dabei wirklich verdrängen zu können. Emil Löbl aber schrieb bereits 1903: „[I]mmer und immer wieder sehen wir das Bestreben, zur reinen, tendenzlosen Berichterstattung zurückzukehren.“ ⁶⁹ Dieses Bemühen um Objektivität ist dem deutschen Journalismus vor dem Hintergrund der meinungsmachenden Hetze in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus abgesprochen worden, insbesondere im Vergleich mit dem angelsächsischen Journalismus. Dabei sprechen die Ergebnisse von Frank Bösch zur Skandalberichterstattung um die Jahrhundertwende dies- und jenseits des Ärmelkanals bei aller Betonung der Unterschiede, doch auch dafür, den britischen Journalismus nicht zu idealisieren. ⁷⁰ Und auch der amerikanische Journalismus war damals keineswegs so ‚objektiv‘, wie dies häufig aus deutscher Perspektive unterstellt wurde: „[O]bjective reporting did *not* become the chief norm or practice in journalism in the late nineteenth century when the Associated Press was growing“. ⁷¹ Gleichwohl lässt sich in beiden angel-

Bildungsmöglichkeiten, des Erwerbs und der Aussichten in literarischen Berufen. Stuttgart 1912, S. 22.

⁶¹ Kutsch, *Journalismus als Profession*, S. 312.

⁶² Wrede, *Handbuch der Journalistik*, S. 7.

⁶³ Bachem, Julius: *Allerlei Gedanken über Journalistik*. Leipzig 1906, S. 11.

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ Vgl. Kisch, Egon Erwin: *Briefe an den Bruder Paul und an die Mutter 1905-1936*, herausgegeben von Josef Poláček. Berlin/Weimar 1978, S. 7f.

⁶⁶ Baumert, Dieter Paul: *Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie*. München/Leipzig 1928, S. 46.

⁶⁷ Zit. n. Blühm, Elger / Engelsing, Rolf: *Die Zeitung*.

Deutsche Urteile und Dokumente von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bremen 1967, S. 212. Hervorh. i. O.

⁶⁸ Rühl, Manfred: *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System*, 2. Auflage. Freiburg (Schweiz) 1979 [1969]; Weischenberg, Siegfried: *Journalistik, 1. Band: Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen*. Wiesbaden 2004 [1992], S. 301ff.; Weischenberg, *Journalistik, 2. Band*, S. 489ff.

⁶⁹ Löbl, Emil: *Kultur und Presse*. Leipzig 1903, S. 49.

⁷⁰ Bösch, Frank: *Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880-1914*. München 2009, S. 470ff.

⁷¹ Schudson, Michael: *Discovering the News. A Social History of American Newspapers*. New York 1978, S. 5.

sächsischen Staaten – als Wiegen des Parlamentarismus – die Entstehung von Objektivität im Journalismus gradliniger und logischer nachvollziehen als in der stets von totalitären und obrigkeitstaatlichen Tendenzen geprägten deutschen Geschichte. Diese journalistische Norm, die wiederum Normen wie „Neutralität, Vielfalt, Ausgewogenheit, Vollständigkeit sowie die Trennung von Nachricht und Meinung“⁷² umfasst, kann einerseits als gesellschaftlicher Anspruch an Journalismus verstanden werden und andererseits als Teil der sich vollziehenden Professionalisierung. Und sie wurde auch im meinungsbetonten deutschen Journalismus als „professionelle Methode“⁷³ zu einer Operationalisierung von Unabhängigkeit: „The ideal of objectivity is a particularly refined and elevated philosophy of independence.“⁷⁴ Die von der Gesellschaft zugeordnete Beobachterrolle brachte schließlich mit dem Lokalreporter einen ganz neuen und modernen Journalistentypen hervor. Erst seit den 1870er Jahren stieg der Anteil der Nichtakademiker bis 1900 auf leicht über 20 Prozent, denn die „Handelszeitungen und die Wirtschaftsressorts nahmen Journalisten auch ohne Studium auf, eine kaufmännische Ausbildung war hinreichend“⁷⁵, und auch für eine Reportertätigkeit war ein Studium nicht zwingend Voraussetzung. In der Redaktion des *Berliner Lokal-Anzeigers* gab es „Geheizte“ genannte Reporter, weil sie „ständig unter Dampf und auf Abruf bereitstanden“.⁷⁶ Die Vorortrecherche, heißt es in Wredes *Handbuch der Journalistik* zum Thema Lokalredakteur, wurde Teil des modernen Journalismus:

„In großen Städten, wo sich ein ganzes Reporterheer, organisiert oder nicht organisiert, mit der Aufsuchung und Verbreitung von Lokalnachrichten beschäftigt, ist das Material für die Lokalredaktion ausserordentlich gross. [...] Bei den meisten Nachrichten wird ja das Verfahren schnell sein können, ob die Sache in den Druckersaal oder in den Papierkorb zu wandern hat. Aber täglich können sich Fälle ereignen, wo der Redakteur ausser Stande ist, die Zuverlässigkeit einer bedeutsam erschei-

nenden Meldung selbst zu prüfen. Dann tritt der Rechercheur in sein Recht, der sogenannte geheizte eigene Berichterstatter, ohne den der lokale Teil eines grossen Blattes überhaupt nicht konkurrenzfähig bestehen kann. Von dieser nützlichen und durchaus notwendigen Species der Mitarbeiter sollte man, wenn irgend möglich, allein für das Lokale stets mehrere zur Verfügung haben.“⁷⁷

Die funktionalen Differenzierungen in der Gesellschaft erforderten neue journalistische Leistungsrollen. Endlich war auch der Zugang zu Informationen gewährleistet. Entsprechend erweiterten die Zeitungen nun ihre Berichterstattung. Viele Entwicklungen in Richtung eines modernen Journalismus kulminierten nun. Waren schon allein zensurbedingt die Zeitungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem voller Nachrichten aus dem Ausland, so wurde nun die nähere Umgebung zum Berichterstattungsgegenstand, und Reporter berichteten über Missstände in der jeweiligen Stadt. So versprachen 1894 die *Düsseldorfer Neuesten Nachrichten*:

„Ein Hauptgewicht legen wir auch auf die Behandlung des lokalen und provinziellen Theils. Zu diesem Zweck haben wir eine Reihe bewährter fachkundiger Mitarbeiter angeworben und den Kreis der Korrespondenten des ‚Täglichen Anzeigers‘ bedeutend ergänzt. In jeder Richtung selbständig und unabhängig, werden wir in allen städtischen und anderweitigen Angelegenheiten unsere freie Meinung äussern, kommunale und sociale Missstände in energischer Weise bekämpfen und allzeit eintreten für Recht und Wahrheit, für das Wohl der Bürger. Wir werden keine Kosten scheuen, durch rasche und zuverlässige Berichterstattung ein erschöpfendes Bild der städtischen und provinziellen Vorkommnisse unseren Lesern zu vermitteln. Dem reichen Kulturleben Düsseldorfs, allen gemeinnützigen Bestrebungen, den Zeit- und Streitfragen werden die Spalten der ‚Düsseldorfer Neuesten Nachrichten‘ geöffnet sein. In politischer Hinsicht bewahren wir unserem Blatte vollkommene Unabhängigkeit. Dem Parteizank bleibt dasselbe verschlossen.

Hervorh. i. O.

⁷² Neuberger, Christoph: *Objektivität*. In: Weischenberg, Siegfried / Kleinstüber, Hans J. / Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Handbuch Journalismus und Medien*. Konstanz 2006, S. 325.

⁷³ Weischenberg, *Journalistik*, 2. Band, S. 165.

⁷⁴ Kaplan, Richard L.: *Politics and the American Press – The Rise of Objectivity, 1865-1920*. Cambridge 2002, S. 184.

⁷⁵ Wilke, Jürgen: *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*. Köln/Weimar/Wien 2000, S. 293; vgl. Requate, *Journalismus als Beruf*, S. 143, 178; Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 3. Band, S. 1240f.

⁷⁶ Stöber, *Prototyp der deutschen Massenpresse*, S. 322f.

⁷⁷ Wrede, *Handbuch der Journalistik*, S. 260f.

*Tolerant gegen jede religiöse und politische Ueberzeugung, parteilos aber nicht farblos, werden wir in übersichtlicher Anordnung die wirklich hervornagenden Ereignisse auf politischem, socialem und wirthschaftlichem Gebiet verzeichnen.*⁷⁸

Hier zeigt sich, wie sehr sich das Themenspektrum des Journalismus über die Politik hinaus erweiterte und vor Ort soziale Missstände zuverlässig vermittelt, aber auch bekämpft werden sollten.

Rasche und umfassende Information waren das Ziel. Dabei wollte man „parteilos, aber nicht farblos“ sein und versprach „vollkommene Unabhängigkeit“, die nun zum charakteristischen Zug des modernen Journalismus wurde.

Professionelles Selbstbewusstsein

Erst auf der Basis dieser Unabhängigkeit von der Politik setzte sich in der „diffusen Zunft“⁷⁹ die Auffassung durch, dass „Solidarität unter den Journalisten und ihr Zusammenschluss in einer reichsweit organisierten d. h. zentralen, machtvollen, d. h. mitgliederstarken und damit potentiell finanzstarken Berufsorganisation erforderlich“⁸⁰ seien. In der Tradition des Gesinnungsjournalismus war, wie gesehen, eine Standessolidarität nur schwer möglich. Der Schwede Fritz Hendriksson hatte noch 1901 Solidarität unter den deutschen Journalisten vermisst.⁸¹ Doch zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrten sich die Anzeichen, dass gegenüber den politischen Unterschieden nun mehr die Gemeinsamkeiten betont wurden. So zollte der *General-Anzeiger für Hamburg-Altona*, Vertreter des neuen Zeitungstyps, einer der ältesten etablierten Zeitungen des Landes, der *Vossischen Zeitung*, am 6. November 1904 seinen Respekt zum zweihundertsten Jubiläum:

„Die ‚Tante Voß‘ darf noch immer als ei-

gentliche Berliner Blatt gelten, als das Leibblatt des Berliner Bürgers, dessen journalistisches Ebenbild sie in manchen Stücken ist. [...] Trotz gewisser Schwächen und Gebrechen, die einer so bejahrten Dame zu verzeihen sind, bildet sie eine Zierde der Berliner Presse.“

Die *Kölnische Volkszeitung*, Sprachrohr der Katholiken im Kaiserreich, die lange in klassischer Gesinnungsarbeit mit der „gegnerischen Presse“ zu kämpfen hatte, konnte ebenjene zu ihrem 50-jäh-

rigen Jubiläum am 10. April 1910 in der zweiten Beilage zur Sonntags-Ausgabe durchaus wohlwollend zitieren. Die *Münchner Neuesten Nachrichten* lobten den Stil des katholischen Blattes:

„Auch der Gegner muss anerkennen, daß das rheinische Zentrumsblatt sehr geschickt redigiert wird und in seiner Art ein bedeutsames Stück Kulturschichte repräsentiert. Der

Ton des Blattes ist frisch und flott, sein Inhalt reichhaltig, sein Einfluß auf die katholischen Volkskreise verhängnisvoll groß.“

An gleicher Stelle äußerte sich auch die liberale *Frankfurter Zeitung* zu Vergangenheit und Gegenwart im Umgang mit der Konkurrenz:

„Haben wir auch oft Gelegenheit gehabt, gegen die Kollegin am Rhein in politischem Kampfe zu stehen, so wissen wir doch die Summe von politischer und geistiger Arbeit, die sie geleistet hat, zu schätzen, und in den vielen gemeinsamen Fragen der Presse, vor allem in dem Streit um die Pressfreiheit, haben wir den gleichen Kampf zu führen gehabt, in den früheren Zeiten bössartiger Pressverfolgungen ist sie, wie alle Blätter von eigener Gesinnung, gleichen Bedrückungen ausgesetzt gewesen. Der Streiterin im Dienst der öffentlichen Meinung gilt darum heute unser Glückwunsch.“

Diese neue Solidarität innerhalb der sich fin-

⁷⁸ *Düsseldorfer Neueste Nachrichten* (Täglicher Anzeiger), 10. Jg., Nr. 75, 17. März 1894., zit. n. Vgl. Wolter, Hans-Wolfgang: *Generalanzeiger – das pragmatische Prinzip. Zur Entwicklungsgeschichte und Typologie des Pressewesens im späten 19. Jahrhundert mit einer Studie über die Zeitungsunternehmungen Wilhelm Girardets (1838-1918)*. Bochum 1981, S. 325.

⁷⁹ Kutsch, *Journalismus als Profession*, S. 315.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Vgl. Bjork, Ulf Jonas: *Germany: Mass-Circulation Newspapers Shaped by an Authoritarian Setting*. In: Collins, Ross F. / Palmegriano, E. M.: *The Rise of Western Journalism 1815-1914*. Jefferson, NC 2007, S. 106-138, S. 135.

denden Profession war die Grundlage dafür, noch 1910 eine Berufsorganisation „auf nationaler Ebene mit Sitz in der Hauptstadt“⁸² zu gründen. Damit kam es dann auch „zur endgültigen Trennung der Journalisten und Schriftsteller [...], zumindest im Hinblick auf die überregionalen Berufsorganisationen“.⁸³ Die Gründung des Reichsverband Deutsche Presse (RDP) am 20. November 1910 kann auch deshalb als vorläufiger Abschluss der „Protophase der Professionalisierung“⁸⁴ bzw. der „informelle[n]“⁸⁵ Professionalisierung des deutschen Journalismus gelten. Der Journalist Albert Haas war sich 1914 sicher, dass der „Zusammenschluß zu Berufsorganisationen“ tatsächlich „die gesellschaftliche Stellung der Journalisten sehr gefördert hat“.⁸⁶ Das Selbstbewusstsein hatte sich auch gegenüber dem Publikum verändert: „Es gibt auch in Deutschland immer noch Leute, welche in jedem Redakteur eine verfehlte Existenz sehen. Wenn dir so einer begegnet – er droht in der Regel mit Kündigung des Abonnements – so setze dich auf dein höchstes Pferd. Das bist du dem Stande schuldig.“⁸⁷

Erwas später als seine westlichen Nachbarn, aber noch innerhalb der „lange[n] Jahrhundertwende“⁸⁸, also noch vor dem Ausbruch des Ersten

Weltkrieges, hatte die *verspätete Nation*⁸⁹ mit dem Journalismus ein modernes Selbstbeobachtungssystem ausdifferenziert. Dabei hatten sich die handelnden Akteure in schwierigen Abgrenzungsprozessen von den Berufen gelöst, aus denen der Journalismus sich entwickelt hatte. Die Eigenständigkeit der Berufsgruppe erleichterte die Findung einer Standessolidarität und damit auch eines Standesbewusstseins, beides Voraussetzungen für einen durchaus funktionalen Grad an Professionalisierung. Dennoch ist der Journalismus damals nicht zur Profession geworden, das beweist vor allem seine Staatsferne in Bezug auf Lizensierungen und den Ausbildungsweg. Eine solche finale und ‚staatlich geprüfte‘ Professionalisierung erwirkten dann erst die Nationalsozialisten mit dem Schriftleitergesetz und ihrer Reichspresseschule. Diese Form einer ‚Professionalisierung‘ gilt noch heute als abschreckendes, weil dysfunktionales Beispiel und hat nach 1945 zu einer berechtigten Skepsis gegenüber staatlichen Formalisierungen im Journalismus geführt. Dennoch erscheint heute mehr denn je ein professionelles Selbstbewusstsein geboten, in dieser Profession – die keine ist.

Thomas BIRKNER (1977)

Dr.; ist Akademischer Rat am Institut für Kommunikationswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Nach Studium der Neueren und Mittleren Geschichte, Journalistik und Kommunikationswissenschaft und spanischen und hispanoamerikanischen Literatur in Gießen, Salamanca (Spanien) und Hamburg wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg. Internationale Forschungsaufenthalte an der Indiana University in Bloomington (USA) und der Pontificia Universidad Católica in Santiago de Chile. Promotion zur Geschichte des Journalismus. Schwerpunkte: Das Verhältnis von Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Medien, Praktischer Journalismus, User Generated Content und Citizen Journalism.

⁸² Kutsch, *Journalismus als Profession*, S. 298. Hervorh. i. O.

⁸³ Brückmann, Ariane: *Journalistische Berufsorganisationen in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gründung des Reichsverbandes der Deutschen Presse*. Köln/Weimar/Wien 1997, S. 131; vgl. Diez, Hermann: *Das Zeitungswesen*. Leipzig 1910, S. 109.

⁸⁴ Kutsch, *Journalismus als Profession*, S. 290.

⁸⁵ Requate, *Gescheiterte Existenzen?*, S. 354.

⁸⁶ Haas, Albert: *Das moderne Zeitungswesen in Deutschland*. In: Volkswissenschaftliche Gesellschaft in Berlin

(Hrsg.): *Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Vorträge und Abhandlungen*. Berlin 1914, S. 32.

⁸⁷ Bachem, *Allerlei Gedanken*, S. 17.

⁸⁸ Knoch, Habbo / Morat, Daniel: *Kommunikation als Beobachtung – Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960*. München 2003, S. 10.

⁸⁹ Plessner, Helmuth: *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. Frankfurt/Main 2001 [1959; 1935].

Wann endet der Journalismus?

Christina Kiesewetter (Institut für Journalistik, TU Dortmund)

Es scheint, als würde seit Beginn des 21. Jahrhunderts leidenschaftlich über die Zukunft des Journalismus gestritten: Brauchen wir noch gedruckte Zeitungen, wenn das Internet uns die Nachrichten viel schneller und vielfältiger präsentieren kann? Warum sollten wir für klassische Medien bezahlen, wenn wir kostenlos googeln können, was in der Welt passiert? Weshalb sollten Anzeigenkunden noch in Zeitungen inserieren, die seit Jahren an Reichweite verlieren und ihre Zielgruppe nur noch rudimentär abdecken? Doch geht es bei diesen Debatten wirklich um die Zukunft des Journalismus? Zunächst einmal geht es nur um seine Rahmenbedingungen. Die Fragen nach einem tragfähigen Finanzierungsmodell und den sinnvollsten technischen Plattformen sind zentral für Verleger und für Redakteure, die um ihren Arbeitsplatz fürchten. Für die hypothetische Frage, wann der Journalismus endet – und damit im Umkehrschluss auch für die Frage, wie lange der Journalismus noch gebraucht wird –, sind sie nur Einflussgrößen am Rande.

Während die duale Finanzierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks von den allermeisten (Zwangs-)Steuerzahlern in Deutschland nicht infrage gestellt wird und TV und Radio zudem in fast allen Haushalten als Begleitmedium mit hohem Unterhaltungsanteil vorhanden sind, muss sich der Zeitungsjournalismus fragen lassen, was ihn unverzichtbar macht. Eine Zeitung muss aktiv abonniert oder gekauft werden, an ihr scheint sich also besonders deutlich festzumachen, was einer Gesellschaft professioneller Journalismus Wert ist. Während sich die Auflagen deutscher Tageszeitungen von 1954 bis 1991 verdoppelten (von 13,4 Millionen auf 27,3), sinken sie seit Beginn der 90er Jahre stetig. Allein von 1999 bis 2010 haben deutsche Tageszeitungen ein Fünftel ihrer Auflagen verloren (von 24 auf 19,4 Millionen).¹ Ist Journalismus also in der digitalisierten

und globalisierten Welt immer weniger wert? Zeichnet sich gar sein Ende ab?

Um diese Frage jenseits aller technischen und ökonomischen Rahmenbedingungen zu beantworten, versuche ich hier, aus den verschiedenen Thesen zum Anfang des Journalismus in den vorangegangenen Aufsätzen dieses Hefts sein Ende abzuleiten. Allerdings mit einer Einschränkung: Weil es der Auftrag des Journalismus ist, Öffentlichkeit herzustellen, kann er nicht nur als Beruf eines Einzelnen, sondern muss als System verstanden werden. Ein Journalist, der in bester Absicht etwas recherchiert und niederschreibt, aber nicht veröffentlicht, vollbringt zwar eine journalistische Handlung, ist aber nicht im Journalismus tätig. Das ist ein zentraler Unterschied, denn Journalismus wird für ein (möglichst breites) Publikum gemacht, das sich an gesellschaftlichen Entwicklungen frühzeitig beteiligen soll. Er kann nie Selbstzweck sein. Deshalb messe ich hier die Thesen zu den Anfängen des Journalismus an den vier Merkmalen publizistischer Medien: Aktualität, Periodizität, Publizität, Universalität (nach Otto Groth², der sie als „Wesensmerkmale des Journalistische[n] bezeichnet hat“). So kann anhand seiner Anfänge im Anschluss geprüft werden, wo der Journalismus heute steht und wann er enden könnte.

1. Die Antike – Öffentlichkeit ohne Universalität

In der Antike gab es ein erstaunliches Maß an Öffentlichkeit: Politische Beschlüsse wurden auf Inschriftensteinen verkündet, an Hauswänden las man Familienanzeigen, Herolde beschleunigten die Nachrichtenübermittlung über weite Distanzen (vgl. Huttner in diesem Heft). Das Kriterium der Publizität ist somit erfüllt, denn für die

¹ Vgl. Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger: *Auszug aus dem Jahrbuch 2010. Die deutschen Zeitungen in Zahlen und Daten*. In: http://www.bdzv.de/fileadmin/bdzv_hauptseite/markttrends_daten/wirtschaftliche_lage/2010/assets/Zahlen_Daten_2010.pdf (8. März 2011).

² Groth, Otto: *Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik)*. Band I: *Das Wirken des Werkes*. Berlin 1960.

politische Entscheidungsfindung galt die Informiertheit der Bürger als wichtig. Aktuell mussten diese Informationen selbstverständlich auch sein, damit sie im politischen Prozess eine Funktion haben konnten. Periodizität hingegen ist nur in Ansätzen erfüllt, denn in der Regel wurden Nachrichten von interessierter Stelle dann publiziert, wenn es sinnvoll erschien. Jenseits der *Acta Diurna* (etwa: Tagesbulletins), die wohl regelmäßig Senatprotokolle veröffentlichten und über Skandalgeschichten oder Baumaßnahmen berichteten, über die wir aber nach Huttner nur wenig wissen, gab es keine Nachrichten, die in zuverlässiger Erscheinungsweise jenseits politischer Agenden und zentraler Ereignisse veröffentlicht wurden.

Das führt uns zum wichtigsten Kriterium der Beurteilung, ob der Journalismus bereits in der Antike seine Anfänge hat: die Universalität. Sie kennzeichnet, ob thematische Vielfalt gegeben ist, ob jenseits spezieller Interessenlagen über relevante Themen für die Rezipienten berichtet wird. Das muss grundsätzlich für die Antike verneint werden. Huttner formuliert das in diesem Heft vorsichtig: „Eine sachliche Berichterstattung, einhergehend mit dem Respekt vor der Mündigkeit des Publikums [...] konnte in der antiken Demokratie zum Problem werden.“

Gewiss, es gab Debattenredner in Volksversammlungen, die offen Meinungen austauschten. Aber gab es auch jemanden, der jenseits anderer Interessenlagen solche Reden analysierte, mit wichtigen Hintergründen und Motiven versah – dessen Interesse es also ausschließlich war, Öffentlichkeit herzustellen? Eine offene Debatte mag Zeichen einer funktionierenden Demokratie sein, Journalismus muss noch einen ganzen Schritt weitergehen. Gleiches gilt für die Inschriftensteine mit politischen Beschlüssen: Eine Bekanntmachung ist noch keine unabhängige Berichterstattung. Wenn ein neuer Kaiser auf Standbildern zu sehen ist, würde man das heute Öffentlichkeitsarbeit nennen. Und Informationen über Gladiatorenspiele, Aufrufe zu Wahlen sowie Geburts- und Todesanzeigen an Hauswänden haben zwar Nachrichtenwert, sind aber auch nicht mehr als Bekanntmachungen von interessierter Stelle.

Was in der Antike nur bei einigen wenigen vorherrscht, ist das Bedürfnis, unabhängig zu informieren. Huttner nennt hier Thukydides und Flavius Iosephus, die wahrheitsgetreue Geschichtsschreiber sein wollten, jedoch in die Ereignisse immer auch selbst verwickelt waren.

Aus ihren Berichten ließ sich trotz aller Methoden-Offenlegung eine Tendenz herauslesen. Auch bei dem Hoftagebuch, das während des Perserfeldzugs über Alexander den Großen entstanden ist, ist nicht klar, welches Interesse der Schreiber daran hatte, welche Inhalte er auswählte, was er wegließ und welche Fakten er vielleicht anpasste. Heute würde man das vielleicht ein Blog nennen – ein Tagebuch, das man interessiert liest, bei dem man sich aber darüber bewusst ist, dass man einer sehr subjektiven Betrachtung von Ereignissen ausgesetzt ist.

In Ansätzen vorhanden sind in der Antike also durchaus journalistische Handlungen – Schreiber haben dabei nur ein Interesse: über Geschehenes so wahrheitsgetreu wie möglich zu berichten, um Öffentlichkeit herzustellen. Doch das blieben die Ausnahmen. Das Publikum erhielt zwar ein erstaunliches Maß an Nachrichten, um deren Einordnung musste es sich jedoch selbst kümmern. Denn außer ihnen, die sich als Bürger eine Meinung bilden wollten, gab es keine Instanz, die Bekanntmachungen, Ankündigungen und Meinungsäußerungen unabhängig analysierte.

2. Mittelalter: Sangspruchdichter als Berichterstatter und Medium zugleich

Da zeigten sich die Sangspruchdichter im Mittelalter thematisch deutlich vielfältiger. Sie lobten und kritisierten öffentliche Personen, vermittelten Wissen, berichteten über große Ereignisse und unterhielten ihr Publikum, wie Brandt und Bünting (vgl. ihren Aufsatz in diesem Heft) schildern. Wenn *Universalität* nur als Themenvielfalt verstanden wird, erfüllten die Sangspruchdichter sie eindeutig. Da sie jedoch unmittelbar vom Erfolg beim Publikum abhängig waren, kann man davon ausgehen, dass sie ähnlich den heutigen Boulevardmedien vor allem das thematisierten, was beim Publikum ankam: Skandalgeschichten, harsche Kritik und überbordendes Lob, Klatsch und Tratsch. Und natürlich war all das kommentierend und glossierend eingefärbt. Größere gesellschaftliche Themen, abwägende Argumente zu einem Konflikt hatten da keinen Platz, waren schwer zu vermitteln.

Auch das Kriterium der *Aktualität* war erfüllt, denn genau damit verdienten sie ihr Geld, ihr Genre war darauf ausgerichtet: Sangsprüche waren immer gleich strukturiert, durch die Reime leicht zu merken, kurz und knapp. Nachrichten wurden damit schnell in Form gebracht und rasch

an vielen Orten vorgetragen. Da die Sangspruchdichter von dieser Nachrichtenübermittlung lebten und stets unterwegs waren, war auch eine gewisse *Periodizität* gegeben, auf die sich das Publikum allerdings nicht verlassen konnte. Schließlich wussten sie nie, wann ein Dichter bei ihnen Halt machen würde. Die Periodizität war hier sowohl personen- als auch ereignisabhängig.

Die Absicht, Öffentlichkeit herzustellen, um damit Geld zu verdienen, ist bei Sangspruchdichtern offensichtlich. Insofern kann man das Kriterium der *Publizität* grundsätzlich als erfüllt betrachten. Allerdings ist oft nicht klar, von wem die dichten Boten bezahlt wurden. Während einige vom einfachen Publikum mit abgetragenen Kleidern oder Pferden entlohnt wurden und daher auch die Machthaber kritisieren konnten, reisten andere im Auftrag dieser Machthaber umher, wurden von ihnen entlohnt und dichteten nach dem Gutdünken ihrer Zahlherren. In beiden Fällen ist aber das Interesse daran, die Nachrichten so weit wie möglich zu verbreiten, die treibende Kraft der Sangspruchdichter.

Bei oberflächlicher Betrachtung sind hier also alle vier Kriterien publizistischer Medien erfüllt. Dabei wird deutlich, dass es nicht nur diese Kriterien sein können, die Journalismus definieren. Ein fünftes Kriterium liegt im Zusammenspiel zwischen Individuum und System: Die Sangspruchdichter sind gewissermaßen Journalist und Medium zugleich. Sie wollen nur *die* Öffentlichkeit herstellen, mit der sich Geld verdienen lässt. Und das entscheidet das Publikum mit jeder Sangspruchdichtung neu. Deshalb kann man davon ausgehen, dass diese Nachrichten-Reisenden sich auf Themen konzentrierten, die bei den Rezipienten am besten ankamen. Das überlagert die Absicht des Journalisten, Öffentlichkeit herzustellen zu Themen, die gesellschaftliche Relevanz haben. Manche Sangspruchdichter mögen journalistisch gearbeitet haben, professionelle Grundsätze hatten sie dabei allerdings nichts. Die Kernfrage lautete nicht: „Was ist relevant?“ sondern „Was kommt beim Publikum an?“ Auch das *professionelle Selbstverständnis* der journalistisch Arbeitenden ist also wichtig, um den Beginn des Journalismus zu definieren. Denn wer aktuell, regelmäßig, vielfältig und so weit

verbreitet wie möglich berichtet, arbeitet nicht automatisch nach dem journalistischen Maßstab, unabhängig über alles zu berichten, was für das Publikum gesellschaftlich relevant ist.

3. 17. Jahrhundert: Zensierte Universalität

Im 17. Jahrhundert gibt es die ersten gedruckten Zeitungen – *Periodizität* und größtmögliche *Aktualität* sind dafür konstituierend. Galt das wegen des maschinellen Drucks auch für die *Publizität*? Frauke Adrians (siehe Aufsatz in diesem Heft) bejaht das mit Blick auf die Kultur des Vorlesens. Denn die bescheidenen Auflagen der Zeitungen zwischen 350 und 1500 Stück ließen nicht auf weite Verbreitung schließen. In Gasthäusern hingegen lagen die Zeitungen aus, wurden gelesen und vorgelesen. Auch richteten sich die Zeitungen nicht nur an die obere Bildungsschicht, sondern

durchaus an ein heterogenes Publikum, denn Nachrichten wurden bewusst eingeordnet und erläutert, im Blatt wurde wenig Wissen vorausgesetzt.

Es bleibt erneut die *Universalität* als fragliches Kriterium. Die Zeitungen waren zwar thematisch durchaus vielfältig aufgebaut; aber spiegelte diese Vielfalt auch die gesellschaftliche Relevanz der Themen wider?

Das darf man bezweifeln, denn die Zeitungen waren zu dieser Zeit noch der Vorzensur unterworfen. Fürsten gaben die Tendenz der in ihrem Machtbereich erscheinenden Zeitungen vor – die Verleger hielten sich daran. Man kann davon ausgehen, dass die Verleger also vor allem ein ökonomisches Interesse an ihren Zeitungen hatten und sich keinen Ärger mit ihrem Privilegiengeber einhandeln wollten. Das steht einer unabhängigen, universellen Berichterstattung entgegen.

Auch das Selbstverständnis der Schreiber für diese Zeitungen ist in der Regel noch kein professionell journalistisches. Die meisten waren nebenberufliche Lohnschreiber, die in anderen Städten arbeiteten und den Zeitungen berichteten, was in ihrer Stadt gerade aktuell war. Die meisten Texte wurden unbearbeitet im Blatt abgedruckt. Deshalb darf man sich fragen, wie stark die frühen Zeitungen von den Verlegern überhaupt gestaltet

Denn wer aktuell, regelmäßig, vielfältig und so weit verbreitet wie möglich berichtet, arbeitet nicht automatisch nach dem journalistischen Maßstab, unabhängig über alles zu berichten, was für das Publikum gesellschaftlich relevant ist.

wurden, anstatt abgefüllt zu werden. Fand eine journalistische Gewichtung statt, wurden Nachrichten überprüft? Eher ist zu vermuten, dass all das, was der Interessenlage des herrschenden Fürsten entsprach, es ins Blatt schaffte, während widersprüchliche und aus Herrscher-Sicht schlechte Nachrichten vernachlässigt wurden. Auch hier spielt also das Selbstverständnis der journalistisch Handelnden die entscheidende Rolle für die Frage, ob mit Entstehen der ersten Zeitungen der Journalismus beginnt. Das muss man grundsätzlich verneinen, denn das Ziel, Öffentlichkeit herzustellen, wird überlagert vom ökonomischen Interesse der Verleger, das Privileg für die eigene Zeitung nicht zu verlieren. Sicherlich gab es auch im 17. Jahrhundert Meldungen und Berichte, die man heute als journalistisch bezeichnen würde. Aber unabhängige Universalität und professionelles Selbstverständnis waren in diesem Zeitungswesen noch nicht ausgeprägt.

4. Selbstverständnis: Journalisten ohne Journalismus?

Ein ausgeprägtes journalistisches Selbstverständnis zeigten dagegen einige britische Schriftsteller zu Beginn des 18. Jahrhunderts in England wie Daniel Defoe, Richard Steele, Jonathan Swift oder Joseph Addison. Sie reflektierten nicht nur im Privaten, sondern bewusst öffentlich über ihren Beruf, ließen ihre Leser Einsicht in Hintergründe und Konflikte des Journalisten gewinnen und bildeten sich in der Regel ihre Meinung, ohne einem politischen Lager anzugehören (vgl. Pöttker in diesem Heft). Sie alle veröffentlichten in berühmten Periodika, die die Merkmale Periodizität und Aktualität erfüllten. Doch wie universell waren die Themen in diesen Zeitschriften?

Defoe zum Beispiel nahm stark an den Debatten um die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in England teil, schrieb eher Essays als Berichte, legte mehr Wert auf Meinung als auf Nachrichten. Dennoch war seine erklärte Absicht, kein relevantes Thema außen vor zu lassen, nur weil es gewissen Interessen entgegentrat. Dass er dies explizit betont verweist darauf, dass es im England des frühen 18. Jahrhunderts keineswegs selbstverständlich war. Die Vordenker des Jour-

nalismus wie Defoe und Addison mussten sich wegen ihrer politischen Unabhängigkeit nicht selten Opportunismus vorwerfen lassen. Deshalb ist fraglich, wie breit die Leserschaft für diese Publikationen war. Es liegt nahe, dass es sich um einen recht geschlossenen Kreis liberal denkender Intellektueller handelte, die das Land mitgestalten wollten. Die allermeisten Engländer werden ihre

Noch immer sehen viele Journalisten aber ihre Aufgabe nicht in der unabhängigen Berichterstattung über relevante Themen, sondern in der Bekehrung des Publikums zu einer bestimmten politischen Haltung.

Informationen aber nach wie vor aus Gesinnungs- und Kampfblätter erhalten haben. Wenn also Journalismus nicht Selbstzweck ist, sondern für ein Publikum gemacht wird, kann man diese journalistischen Perlen mit kurzer Erscheinungszeit noch nicht als seinen Beginn kennzeichnen. Denn neben der Prä-

misse, dass Journalismus nur in publizistischen Medien stattfinden kann, muss es auch ein verbreitetes journalistisches Selbstverständnis geben, das von der Mehrheit der Journalisten mitgetragen wird – ein Berufsethos. Journalismus kann also nur funktionieren, wenn Journalisten sich in publizistischen Medien auf ein professionelles Selbstverständnis einigen und dies dem Publikum auch deutlich machen.

5. Professionalisierung: Journalismus ohne Journalisten?

Mit der Industrialisierung werden auch die Anforderungen an Tageszeitungen komplexer. Die Welt kann nicht mehr nur durch bloße treffende Beobachtung erklärt und beschrieben werden, viel Hintergrundwissen über neue Techniken und ökonomische Prozesse ist nötig, um gesellschaftliche Umbrüche analysieren zu können. Anfang des 20. Jahrhunderts sind im Journalismus alle Kriterien publizistischer Medien erfüllt, doch welches Selbstverständnis haben die Journalisten? Waren sie zuvor meist semiprofessionelle „Tageschriftsteller“ und Teilzeitjournalisten, standen sie jetzt vor einer Professionalisierung, um den Journalismus zu ihrem Hauptberuf zu machen (vgl. Birkner in diesem Heft). Noch immer sehen viele Journalisten aber ihre Aufgabe nicht in der unabhängigen Berichterstattung über relevante Themen, sondern in der Bekehrung des Publikums zu einer bestimmten politischen Haltung. Birkner beschreibt detailliert, wie schwierig es war, beim ersten „Journalistentag“ 1864 eine gemeinsame

Position zu finden.

Doch langsam führte die Ökonomisierung des Berufs dazu, dass auch das Selbstverständnis professionalisiert wurde. Konnte es überhaupt funktionieren, dass Schreiber, die mit Zeitungsartikeln nur ein Zubrot verdienten, vor allem aber als Politiker, Schriftsteller oder Kaufleute tätig waren, ein professionelles Selbstverständnis als Journalisten, die nur der Öffentlichkeit verpflichtet sind, entwickeln konnten? Jetzt, da es ihre bezahlte Hauptaufgabe war, für die Zeitung zu arbeiten, konnten sich Journalisten erstmals in großer Zahl unabhängig Gedanken darüber machen, was die Kunden, ihre Leser, von ihnen erwarteten. Das wurde unterstützt von einer weiteren Entwicklung: Das Unternehmen eines Verlegers differenzierte sich immer weiter aus, weshalb der geschäftliche vom redaktionellen Teil getrennt wurde: Nicht mehr der Verleger war direkter Vorgesetzter der Redakteure, sondern der Chefredakteur, der sich nur um die Inhalte, nicht die Finanzierung des Blattes zu kümmern hatte. Auch das trug dazu bei, dass sich Redakteure stärker mit der inhaltlichen Gestaltung der Zeitung beschäftigen konnten.

Mit der Professionalisierung beginnt also der Journalismus als funktionierendes Wechselspiel zwischen publizistischen Medien und professionellem Selbstverständnis. Seit der Antike, und verstärkt seit dem 16. Jahrhundert, hat es immer wieder journalistisch Handelnde gegeben, die dem Journalismus noch heute als Vorbilder dienen können. Doch erst mit einer Ökonomisierung des Berufsstands konnte sich ein professionelles Berufsbild entwickeln, das Journalisten nur dem Publikum, der Öffentlichkeit verpflichtet.

6. Wann endet der Journalismus?

In den vorangegangenen Abschnitten hat sich gezeigt, dass fünf Kriterien erfüllt sein müssen, um den Beginn des Journalismus zu kennzeichnen: Aktualität, Periodizität, Publizität, die eher

auf Seiten des Mediums liegen, sowie Universalität und professionelles Selbstverständnis, die auf Seiten des Journalisten liegen. Im Umkehrschluss endet der Journalismus, wenn eines oder mehrere dieser Kriterien nicht mehr erfüllt werden kann oder können. Durch das Internet sind die Medien aktueller denn je, und weil dort ständig aktualisiert werden kann, ist auch Periodizität heute kein gefährdetes Kriterium mehr. Fehlende Publizität, Universalität und das Selbstverständnis der Journalisten können dagegen sehr wohl den Journalismus gefährden.

6.1. Publizität

Das Internet ist immer und überall verfügbar. Deshalb neigen wir dazu alles, was dort stattfindet, per se massenmedial zu betrachten. Doch eine Webseite ist noch kein Massenmedium, weil theoretisch jeder Mensch auf der Welt mit Internetzugang darauf zugreifen kann. Hat diese Seite de facto nur 1000 Visits³ im Monat, ist sie ein Nischenangebot. Und solche Nischenangebote steigen. Wer neueste Nachrichten rund um Produkte des IT-Riesen Apple sucht, wird auf www.macnews.de fündig. Babysitter für Kind und Tier suchen und finden sich zum Beispiel über www.betreut.de. Wer einen hohen Berg in den Alpen besteigen möchte, erkundigt sich auf www.4000er.de. Für fast jedes Anliegen gibt es die passende Webseite, die über Suchmaschinen

Für fast jedes Anliegen gibt es die passende Webseite, die über Suchmaschinen schnell gefunden werden kann. Doch der Grad der Verbreitung geht über ein unmittelbar betroffenes Publikum nicht hinaus

schnell gefunden werden kann. Doch der Grad der Verbreitung geht über ein unmittelbar betroffenes Publikum nicht hinaus. Verstärkt sich dieser Trend? Sind Nachrichtenseiten der großen Magazin- und Zeitungsverlage bald überflüssig, weil sich jeder sein eigenes Nachrichten-Menü im Internet zusammenstellen kann, ohne die lästigen Ressorts, die er ohnehin nie gelesen hat? Schauen Sie als Kulturinteressierter nicht lieber auf Seiten, die sich auf neue Bücher, Kinofilme und Theaterpremierer spezialisieren, als mich durch eine unübersichtliche Nachrichtenseite zu klicken?

³ Im Unterschied zu Page Impressions (PI), die angeben, wie oft eine Seite angeklickt wurde, sind Visits genauer und zeigen die Zahl der einzelnen Besucher an. Ein Visit kann also 15 Page Impressions hinterlassen, wenn er sich

durch die Seite klickt. Doch für die mediale Verbreitung kommt es ja darauf an zu wissen, wie viele Menschen das Angebot nutzen.

Konstant sinkende Auflagen gefährden allerdings auch die Publizität des klassischen Printmediums – sie können einen Teufelskreis in Gang setzen: Je geringer die Auflage, desto mehr muss der Verlag sparen. Je mehr an journalistischer Qualität gespart wird, desto stärker ist die Redaktion von Quellen wie Nachrichtenagenturen abhängig. Je mehr das Blatt von den Texten der Nachrichtenagenturen bestimmt wird, desto verzichtbarer wird es, da man die tägliche Nachrichtenagenda kostenlos und schneller im Internet verfolgen kann.

6.2. Universalität

Während es für Verlage zugegeben schwierig ist, die Auflage zu stabilisieren (von Steigerung redet schon kaum jemand mehr) und damit dem Risiko zu begegnen, kein publizistisches Medium mehr anzubieten, gehört die Wahrung der Universalität zur täglichen journalistischen Aufgabe. Wenn sich Privatsender nur auf Quoten konzentrieren und Sendungen aus dem Programm werfen, nur weil sie bei der Masse nicht ankommen, handeln sie wie die Sangspruchdichter im Mittelalter, die nur dann etwas verdienten, wenn ihre Sangsprüche dem Publikum gefielen.

Spartensender und Special Interest-Zeitschriften konzentrieren sich auf Spielfilme, Serien, Sportberichterstattung und Musikvideos oder auf Garten-, Ernährungs- und Computerthemen und bedienen damit ausschließlich eine spezielle Zielgruppe⁴. Über die Mediatheken der öffentlich-rechtlichen Rundfunksender lassen sich Sendungen und Filme unabhängig von der Sendezeit bequem via Internet anschauen – dabei stolpert man auch nicht mehr über die *Tagesschau*, die direkt vor dem *Tatort* gesendet wird, um schnell noch die neuesten Nachrichten mitzunehmen. Das Publikum kann so gezielter seine Interessen kundtun. Doch wenn Medienmacher sich nur noch nach

den größten Spezialinteressen des Publikums richten, fallen Themen unter den Tisch, die gesellschaftlich relevant, aber schwerer vermittelbar sind. Es ist ja gerade der Vorteil eines Massenmediums dem Publikum mit seinem Angebot auch Themen nahe zu bringen, die es sonst übersehen hätte. Je deutlicher das Publikum seine Spezialinteressen äußern kann, und je mehr die Massenmedien dem nachgeben, desto schwieriger wird es, Themen nach gesellschaftlicher Relevanz zu gewichten.

Journalisten bekommen zudem immer stärkere Konkurrenz von Amateuren im Internet. Die Plagiatsaffäre um die Doktorarbeit des zurückgetretenen deutschen Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg hat gezeigt, wie interessierte Internetnutzer eine große gemeinsame Rechercheleistung erbringen können. Unter <http://de.guttenplag.wikia.com> haben die Hobby-Rechercheure Plagiate auf 82 % aller Seiten der Doktorarbeit nachgewiesen. Insgesamt sei die Doktorarbeit zu 49 % abgeschrieben. Die Recherchearbeit wird offen und nachvollziehbar dokumentiert, der erste Zwischenbericht war bereits am 1. März 2011 online. Erst am 16. Februar war der erste Vorwurf gegen zu Guttenberg in der *Süddeutschen Zeitung* zu lesen gewesen. Es ist zu bezweifeln, dass eine einzelne Redaktion der-

Zweifelsohne hat das *Guttenplag* damit eine journalistische Handlung vollbracht, die eigentlich Aufgabe professionell arbeitender Journalisten gewesen wäre.

artige Recherchekapazitäten hätte bereitstellen können. Zur Aufklärung der Affäre und für die journalistische Berichterstattung war dieses private Engagement enorm hilfreich. Zweifelsohne hat das *Guttenplag* damit eine journalistische Handlung vollbracht, die eigentlich Auf-

gabe professionell arbeitender Journalisten gewesen wäre.

Das Engagement dieses „Schwarms“⁵ war aber klar themenbezogen, es waren vor allem Wissenschaftler und Hobby-Detektive, die mitgesucht haben. Deshalb können solche Initiativen den

⁴ Mit unterschiedlichem Erfolg. Erfolgreichstes Beispiel ist die Zeitschrift *Landlust*, die vom ersten Quartal 2009 bis zum ersten Quartal 2011 um satte 73 Prozent zulegte, mittlerweile eine verkaufte Auflage von mehr als 800.000 Exemplaren (nach der Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern www.ivw.de) hat und zu den 20 auflagenstärksten Zeitschriften in Deutschland gehört.

⁵ In diversen Medien war nach dem Erfolg des GuttenPlag schnell von der so genannten „Schwarmintelligenz“ die Rede. Dieser Vergleich hinkt etwas, denn in der Natur leistet ein Schwarm das, was ein Individuum gar nicht leisten könnte, weil ihm der Gesamtüberblick fehlt. Im Falle der Plagiatsrecherche hat das Engagement vieler aber lediglich Zeit gespart. Auch ein Individuum hätte diese Rechercheleistung ohne weiteres vollbringen können; es hätte nur länger gedauert.

Journalismus sinnvoll unterstützen und ergänzen, ersetzen können sie ihn nicht. Das bringt uns zurück auf die Ökonomisierungsthese: Nur wer hauptberuflich dafür bezahlt wird, gesellschaftlich relevante Themen öffentlich zu machen, wird einen unbefangenen Blick auf Themen entwickeln können und mit Blick aufs breite Publikum arbeiten. Projekte, die sich auf ein Thema konzentrieren, kann der Journalismus allerdings für sich nutzen und fördern⁶.

6.3 Selbstverständnis

Der Auflagenrückgang hat in den vergangenen Jahren dazu geführt, dass immer mehr Stellen in den Redaktionen abgebaut, ganze Ressort aufgelöst oder in großem Stil zusammengelegt wurden.⁷ Wer seinen Job behalten hat, muss weiter um ihn bangen. Wer ihn verloren hat, hat mit den geringen Honoraren als freiberuflicher Journalist kaum ein ausreichendes Auskommen. Viele wechseln lieber in den Public Relations-Bereich, der freiberuflich deutlich besser bezahlt und im Angestelltenverhältnis ein verhältnismäßig sicherer Arbeitsplatz ist. In den oft ausgedünnten Redaktionen steigt dagegen der Druck, Seiten und Sendungen zu füllen. Die Zeit für Recherche ist knapp, die Anspannung, unter der vielen Arbeit Fehler zu machen, steigt.

Natürlich kann unter solchen Rahmenbedingungen das Selbstverständnis leiden. Ist man nicht eher bereit, der Anzeigenabteilung im geplanten Bericht über Homöopathie die Nennung eines Kundennamen zuzusichern, wenn dieser im Gegenzug sein Anzeigenvolumen nicht kürzt? Wird man nicht doch zurückhaltender bei kritischen Berichten über Lebensmitteldiscounter, wenn sie zu den letzten zuverlässigen Großkunden gehören? Die Angst um den Arbeitsplatz kann das professionelle Selbstverständnis lähmen, und so hat die Ökonomisierungsthese auch eine

Kehrseite: Unter finanzieller Abhängigkeit kann das Berufsethos auch leiden.

Viel kritischer als die Mischung von Anzeigen und Redaktion⁸, die immer noch die Ausnahme in den meisten Zeitungsredaktionen ist, ist allerdings das Motivationsproblem. Wer jeden Tag mit zu wenig Personal dem rasanten Nachrichtengeschehen auf allen Kanälen nacheilen muss, ohne selbst Schwerpunkte setzen, Themen aufdecken zu können, der legt sein Selbstverständnis als kritischer Beobachter beiseite, wenn er nicht an dem Widerspruch zwischen seinem Anspruch an den Beruf und der alltäglichen Realität scheitern will. Doch da zum Journalismus auch zwingend das Selbstverständnis des Journalisten gehört, Öffentlichkeit für relevante Themen herzustellen, kann das nicht funktionieren. Wenn das Selbstverständnis, Probleme frühzeitig erkennen und benennen zu wollen, nicht bei der Mehrheit der Journalisten lebendig bleibt, lesen und sehen wir nur noch das, was sowieso schon überall steht. Dann endet der Journalismus

Der Journalismus endet also, wenn ...

- Publizität endet, also nicht mehr genügend Abnehmer da sind für das Produkt. Denn dann ist das Ziel Öffentlichkeit herzustellen verfehlt;
- Universalität endet, also Journalisten zu Spezialschreibern werden, die sich nicht mehr auf die gesellschaftlich relevanten Themen konzentrieren, sondern auf Nachrichten aus ihrem Spezialgebiet, die nur für eine Teilöffentlichkeit überhaupt spannend ist;
- das Selbstverständnis verkümmert, also nicht mehr der öffentliche Auftrag die treibende Kraft ist, sondern nur noch das Geld am Ende des Monats oder der Ärger, der vermieden wurde.

⁶ Vgl. Leo, Maxim / Leinkauf, Thomas: *Das Netz als fünfte Macht im Staate*. In: *Frankfurter Rundschau*, 2.3. 2011: <http://www.fr-online.de/politik/-das-netz-als-fuenfte-macht-im-staate/-/1472596/7537674/-/view/asFirstTeaser/-/index.html> (8. März .2011).

⁷ Eines der bekannten Beispiele ist die Zusammenlegung der Mantelredaktionen der Zeitungen des WAZ-Konzerns *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, *Neue Ruhr Zeitung* / *Neue Rhein Zeitung*, *Westfälische Rundschau* und *Westfalenpost* zu einem gemeinsamen Content Desk. Von fast 900 Planstellen wurden 300 gestrichen, der Großteil in den Redaktionen. Wobei die WAZ diese Sparpläne als Maßnahme zur Qualitätssteigerung gesehen hat. Vgl. Keinhorst,

Willi / Schappei, Axel: *Ein Gigant erfindet sich neu*. In: *Welt am Sonntag*, 24.5.2009: http://www.welt.de/wams_print/article3792533/Ein-Gigant-erfindet-sich-neu.html (8. März 2011).

⁸ In diesem Zusammenhang ist eine verdeckte Recherche der Tageszeitung *taz* lesenswert: Ein Reporter hat sich als Vertreter einer Werbeagentur ausgegeben und versucht, bei verschiedenen Verlagen nicht nur Anzeigen für seine Kunden zu schalten, sondern auch Einfluss auf die redaktionelle Berichterstattung zu nehmen. Bei einigen Zeitungen gelang das. Nachzulesen hier: www.taz.de/1/leben/taz-medienkongress-2011/artikel/einfluss-zu-verkaufen/, (27. April 2011).

7. Ist es schon soweit?

Journalismus ist immer in Bewegung, durch gesellschaftliche und technische Umbrüche steht er vor immer neuen Herausforderungen, muss sich von lieb gewonnenen Routinen verabschieden und unliebsame neue Arbeitsvorgänge verinnerlichen. Deshalb gibt es einzelne Beispiele für die Gefährdung der drei Kriterien, aber die allermeisten Journalisten arbeiten weiterhin publizistisch, universell und mit einem professionellen Selbstverständnis.

Reine Unterhaltungsangebote sowie kostenlose Nachrichten im Internet werden zwar stark genutzt und sind der Grund für einen Großteil der Auflagenrückgänge. Doch andererseits gibt es auch Beispiele für die Bereitschaft des Publikums, für hintergründigen und einordnenden Journalismus zu zahlen. Die Auflagenerfolge der Wochenzeitungen *Die Zeit*⁹ und *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*¹⁰ lassen sich nicht anders erklären. In einer so komplexen und technisierten Gesellschaft, in der wir ohne Unterbrechung mit Nachrichten versorgt werden, gibt es nicht das Bedürfnis, vom Journalismus in Ruhe gelassen zu werden, weil man sich seine Informationen selbst zusammensuchen kann. Das Bedürfnis des Publikums ist viel mehr, komplexe Themen wie die Weltwirtschaftskrise oder den Umbruch in den arabischen Ländern hintergründig, verständlich und in Ruhe erläutert zu bekommen. Der Journalismus gefährdet sich vor allem selbst, wenn er aufgrund zu kleiner Redaktionen diesem Bedürfnis der Menschen als Tageszeitung nicht mehr nachkommen kann.

Auf welcher technischen Plattform dieses hintergründige Informationsbedürfnis des Publikums erfüllt wird, ist eine ganz andere, nachgelagerte Frage. Journalismus bedient sich der Technik,

nicht umgekehrt. Wenn Journalisten ein Medium haben und ihren journalistischen Auftrag erfüllen können und wollen, dürfte es sie nicht mehr interessieren, ob sie ihre Informationen in einem App für einen Tablet-PC oder für die Zeitung aufbereitet veröffentlichen. Der Journalismus muss da hingehen, wo er sein Publikum erreicht. Das ist die aktuelle Schwierigkeit: Weil keiner vorhersehen kann, wie sich die Informationsgewohnheiten der Menschen entwickeln, muss auf allen Kanälen experimentiert werden, bis ein tragfähiges Finanzierungsmodell gefunden werden kann.

Vielleicht ist sogar bald die Zeit vorbei, in der Journalisten von einem Medium angestellt werden und es gibt nur noch Produktionsfirmen, die journalistische Produkte für verschiedene Kanäle erstellen. Doch das ist nicht das Ende der Journalismus, sondern eine neue Produktionsform.

Kritischer für die Zukunft des Journalismus ist deshalb das Selbstverständnis der Journalisten. Wegen der vielen technischen Umbrüche wird derzeit mehr über die Form als über den Inhalt geredet. Dabei wäre eine Debatte darüber, wie guter Journalismus aussieht und warum stattdessen immer mehr Medien der allgegenwärtigen Nachrichtenagenda hinterher jagen statt bewusst eigene Themen zu setzen, viel fruchtbarer als das Klagelied über sinkende Renditen und fehlende Erlösmodelle. Denn das journalistische Selbstverständnis ist nicht von Rahmenbedingungen abhängig. Es liegt ausschließlich in der Macht der Journalisten, Verleger und Rundfunkanstalten. Deshalb ist es nur die halbe Wahrheit, sinkende Qualität mit den Zwängen sinkender Auflagen zu erklären. Die Ökonomisierung hat einst das Selbstverständnis der Journalisten professionalisiert. Jetzt könnte es zu seiner größten Gefahr werden. Doch die kommt nicht von Außen. Sie liegt im Journalismus selbst. Und das bedeutet: Er kann sie auch aus eigene Kraft überwinden.

Christina KIESEWETTER (1978)

Dipl.-Journ.; Nach Studium der Journalistik und Anglistik/Amerikanistik an der Universität Dortmund und Volontariat bei der Westdeutschen Zeitung in Düsseldorf Lehraufträge für Recherche und journalistische Darstellungsformen an der TU Dortmund sowie freie Mitarbeit für diverse Medien. Seit 2006 Projektredakteurin bei der *Westdeutschen Zeitung* in Düsseldorf. Seit 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Journalistik der TU Dortmund. Schwerpunkte: Geschichte des Journalismus, journalistische Darstellungsformen.

⁹ Auflage von 1/2009 bis 1/2011 laut www.ivw.de um knapp 3 Prozent gestiegen

¹⁰ Auflage von 1/2009 bis 1/2011 laut www.ivw.de um knapp 2 Prozent gestiegen.

Rezensionen

MARIA LÖBLICH: *Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft*. (= Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft; 7) Köln: Herbert von Halem Verlag 2010, 398 Seiten.

Dieses Buch beschreibt den Prozess der Neuverortung unseres Faches nach dem Zweiten Weltkrieg. Aus der praktizistischen und geisteswissenschaftlichen Positionierung erfolgte eine empirisch-sozialwissenschaftliche Profilbildung nach US-amerikanischem Vorbild. Diese Entwicklung ist bekannt, was hat sie mit heute zu tun? Der Band kommt wissenschaftspolitisch zum richtigen Zeitpunkt. Auch aktuell mehren sich Aktivitäten, die der Vergewisserung der kognitiven Identität des Faches und seiner Außendarstellung dienen sollen. Selbstverständnispapiere haben Konjunktur und das ist kein Zufall. Solche Manifeste stecken Claims ab, sie sollen Zuständigkeiten der Disziplin gegenüber neuen Playern festschreiben. Das ist angesichts der Breite des Faches und seiner kompetitiven Nachbarn einigermaßen herausfordernd. Symbolisch unterstreichen auch die vorerst gescheiterten Versuche einer Namensänderung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft diese Diagnose. Wer die diversen Neubezeichnungen früherer PKW-Universitätsinstitute verfolgt hat, der könnte bei der Lektüre des vorliegenden Bandes das eine oder andere Aha erleben. Wer an einem Institut studiert bzw. arbeitet, das sich dem Dogmendiktat verweigert und auch nicht der Schulpflicht unterliegt, wird sich ob des Privilegs in sozial- und geistes- und kultur- und wirtschaftswissenschaftlichen Kontexten arbeiten zu können und zu sollen, freuen. Und sich möglicherweise fragen, ob es wirklich so entscheidend ist, welche Denomination sich über der Eingangstür und auf dem Briefpapier befindet. Aber vielleicht ist das ein Zeichen einer angekommenen Wissenschaft, die sich das eine oder andere Luxusproblem schafft? Wer sich über solche Entwicklungen wundert, braucht historische Aufklärung.

Maria Löblich liefert diese auf hohem Niveau. Sie hat sich durch ihre sowie durch die gemeinsam mit Michael Meyen verfassten Publikationen als Fachhistorikerin profiliert. Mit dem vorliegenden Band – es handelt sich dabei um ihre von Micha-

el Meyen betreute und von Hans-Bernd Brosius zweitbegutachtete Münchner Dissertation – legt sie eine theoretisch fundierte, methodisch variationsreiche und mit erheblichem Rechercheaufwand verbundene Arbeit vor. Ihr Thema ist die Wende eines bis dahin vorwiegend geisteswissenschaftlich orientierten Faches zu einem empirisch-sozialwissenschaftlichen. Eine Wende, die sie als evolutionären Wandel der Wissenschaftsvorstellung definiert, nicht als „wissenschaftliche Revolution“, wie sie der „Paradigmenwechsel“ bei Thomas S. Kuhn meint. Löblich datiert, wie alle, die sich mit dieser Frage befassen haben, diese Wende in die frühe zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Ihr Untersuchungszeitraum beginnt mit dem Jahr 1945. Diese Datierung ist diskutierenswert, weil sie ausspart, was der Nationalsozialismus an Entwicklungen unterbrochen und an Fortsetzungen verunmöglicht bzw. verursacht hat. Auch 1945 hatte das Fach eine Vorgeschichte, die für den Zustand und die weitere Entwicklung maßgeblich war. Diese Vorgeschichte wäre gerade aus der evolutionären Sicht auf die Wende entscheidend, die in Phasen abgelaufen ist, stark von Personen, aber auch von Umweltdynamik beeinflusst war. Sie hat an manchen Standorten mehr, an anderen weniger Einfluss auf die weitere Entwicklung genommen. Aber sie könnte die Dominanz beherrschender oder innovativer Kräfte miterklären.

Die Arbeit besticht durch ein komplexes und logisches Untersuchungsdesign, das den Anspruch erheben kann, als Muster für nachfolgende Arbeiten zu dienen. Die Studie basiert auf einem explizit sozialwissenschaftlichen Verständnis von Geschichtsforschung, bemüht sich um intersubjektive Überprüfbarkeit und geht daher kategoriengeleitet vor. Als Quellen wurden die Fachzeitschrift *Publizistik*, wissenschaftliche Monografien, autobiografisches und biografisches Material, Akten sowie Sekundärquellen ausgewertet und beispielsweise Aufsätze in der *Publizistik* inhaltsanalytisch untersucht, um Themenwandel, Aufnahme aktueller Fragestellungen, Innovationen im Methodengebrauch etc. aufzuzeigen.

Maria Löblichs deklariertes Ziel ist es, über eine wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion der Entwicklung des Faches in einem historisch defi-

nierten Raum hinausgehend auch Motivlagen für den Wandel sowie Fragen nach den langfristigen Folgen dieser wissenschaftlichen Wende für die kognitive Identität des Faches zu beantworten, „zu erklären, wie das Fach zu dem geworden ist, was es heute ist.“ (S. 15) Sie will ein „Orientierungs- und Rechtfertigungsangebot“ vorlegen. Die Orientierungshilfe sei nachhaltig empfohlen, beim Rechtfertigungsangebot scheint Vorsicht geboten: Zu problematisieren wäre neben der Ausrichtung des Faches vor allem die Mittäterschaft und das Mitläufertum im Nationalsozialismus, die das Fach erst spät behandelt hat.

Die Untersuchung von Umbrüchen, die Beobachtung von Kontinuitäten und die Analyse von Veränderungen verfolgt Maria Löblich aus gesellschaftlicher, institutioneller und biografischer Perspektive. Sie beachtet die gesellschafts-, wissenschafts- und universitätspolitischen Rahmen, die Entwicklung der Studierendenzahlen, die für unser Fach von besonders großer Aussagekraft war und ist, macht sie doch jene Ignoranz sichtbar, die sich in chronischer Unterdotierung, der Verweigerung ausreichender Ressourcen dokumentiert.

Dass es – nicht immer, aber doch signifikant oft – NachwuchsforscherInnen waren, die die alten Ordinarien auf den international erreichten State of the Art führten, ist spannend zu lesen. Besonders interessant beschreibt Löblich die Phase der Etablierung und der beginnenden Akzeptanz des Faches in Politik, bei Medien und schließlich in den Universitäten. Dafür zeichnen einerseits neue Strukturen verantwortlich, andererseits aber der intellektuelle Einfluss von Fachvertretern aus den USA wie Paul F. Lazarsfeld oder das Engagement von Persönlichkeiten wie Walter J. Schütz, der dem Fach in seiner Position im *Presse- und Informationsamt der Bundesregierung* gegen den Mainstream und gegen etablierte Netzwerke zu medienpolitisch relevanter und Reputation schaffender Auftragsforschung verhalf.

Zweifellos kann Löblichs Arbeit für sich beanspruchen, bei der gegenwärtigen Vergewisserung der Identität des Fachs hilfreich und notwendig zu sein. Die Neuorientierung in den 1960er Jahren erfolgte nicht zuletzt durch eine fruchtbare Öffnung zu Soziologie und Psychologie. Beim aktuellen Stand der Dinge müssten die laufenden Prozesse der Diversifizierung, der zunehmenden Inter- und Transdisziplinarität, der strukturellen wissenschaftspolitischen Steuerung durch Drittmittelpolitik oder der Nachwuchsförderung in

Doktoratskollegs, behandelt werden. Denn die Beschreibung des Faches als endlich empirisch-sozialwissenschaftliche Disziplin stimmt nur bedingt, hat doch eine Theorien- und Methodenvielfalt das Fach bereichert, deren Stellenwert nur von sehr weitem mit einer Nische verwechselt werden kann. Gerade international zeigt sich die neue Unübersichtlichkeit: Die Institute sind zwar überwiegend in sozialwissenschaftlichen Fakultäten angesiedelt, aber eben nicht nur. Es gibt Zuordnungen zu Philosophischen und Kulturwissenschaftlichen Fakultäten, was wiederum Auswirkungen auf die konkreten Profilbildungen, die Forschungsprogramme und die Kooperationspraxis hat. Damit ist schließlich neben der zweitbesten Lösung, den Untersuchungszeitraum mit 1945 festzulegen, die fehlende internationale Perspektive angesprochen. Das Fach wird als eine innerdeutsche Angelegenheit behandelt.

Insgesamt aber ist das – von den beiden Einwänden abgesehen – eine ausgezeichnete Dissertation, eine vorbildliche fachhistorische Studie. Wer über die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und der Münchner „Zeitungswissenschaft“ Orientierung sucht, wird diese hier methodisch wie theoretisch einwandfrei und bestens recherchiert erhalten. Wer sich für die Entwicklung des Faches in der Schweiz oder in Österreich interessiert, wird anderswo fündig. Und wer über die aktuelle Entwicklung lesen will, muss sich noch gedulden: Vielleicht sammelt Maria Löblich ja schon Material.

Hannes Haas, Wien

DANIELA KLOOCK (Hrsg.): *Zukunft Kino. The End of the Reel World*. Marburg: Schüren 2008, 352 Seiten.

JENS EDER: *Die Figur im Film. Grundlagen der Figurenanalyse*. Marburg: Schüren 2008, 832 Seiten.

Eines der wichtigsten und wohl am meisten analysierten Einzelmedien bleibt der Film. Immer wieder sind wir fasziniert vom Erlebnis im Bauch des Kinos, von der Aura großer Filmstars oder einfach nur vom neuesten Blockbuster. Zwischen Musik- und Buchindustrie beschäftigen sich aber auch seit geraumer Zeit Filmindustrie und Filmreflexion (also vornehmlich Journalismus, Kritik und Wissenschaft) mit den technologischen und damit zusammenhängend ökonomischen und rechtlichen Veränderungen dieser großen Branche

durch den tiefgreifenden Einzug von Computer und Internet. Wir kennen das schwere Stichwort: Digitalisierung.

Der außerordentlich üppig aufgemachte und eher einem Ausstellungskatalog denn einem gewöhnlichen wissenschaftlichen Sammelband ähnelnde Band *Zukunft Kino* geizt nicht. Schon die Augen fangenden, spontan wirkenden Fragen zum aktuellen und zukünftigen Kino auf dem Klappentext bringen die Neugierde charmant auf den Punkt: „Sind diese Bilder kälter, präziser oder fantasievoller? Die Geschichten vielschichtiger, erfindungsreicher? Kann uns eine am Computer animierte Marilyn Monroe verführen, fasziniert uns ein digitaler Riesenaffe? Hat Kino als Ort überhaupt noch eine Chance? Worin besteht sein Zauber, sein Geheimnis, seine Zukunft?“ So zusammengewürfelt diese Fragen wirken (sollen), so deutlich machen sie bereits einige der zentralen Probleme, wenn man sich nicht nur als ordinärer Film-Rezipient etwas genauer und eingehender mit den aktuellen Umwälzungen beschäftigt. Die Medienkulturwissenschaftlerin Daniela Kloock hat mit diesem in jeder Hinsicht schillernden Band nicht immer übereinstimmende Positionen aus unterschiedlichen Fächern, Disziplinen und Professionen versammelt und ausgiebig bebildert verbunden. In den sechs Kapiteln *Bild(er)maschinen*, *Illusionsräume und ihre Geschichte(n)*, *Die Lust Filme zu schauen*, *Der Bruch in der Wahrnehmung*, *Der polymorphe Film*, *Digitales Kino als Erlebnismodell der Zukunft* und *Gespräche mit Filmemachern* finden sich insgesamt 21 Beiträge und Interviews. Es kommen Filmemacher (z.B. Peter Greenaway, Tom Tykwer) ebenso zu Wort wie Journalisten/Kritiker (z.B. Susanne Weingarten, Georg Seeßlen, Gundolf S. Freyermuth), Schriftsteller (z.B. Peter Glaser) und Wissenschaftler. Gerade bei vielen der akademischen Beiträge fällt eine ‚offenlesbare‘ Affinität zum Film auf, die eher unterschwellig und durchaus sympathisch in die Analysen mit einfließt. Wenn etwa der Medienwissenschaftler Herbert Schwaab die Frage nach der Effektivität von – im doppelten Sinn – Berührung durch den digitalen King Kong (hier im Duett mit Naomi Watts) und andere nicht ganz reale Wesen im Film stellt, wenn sich die Anglistin Elisabeth Bronfen Gedanken zur nächtlichen Medialität und Dunkelheit des Kinos macht, wenn der Informatiker Klaus Rebenburg die Chancen neuer (digitalisierter, computerisierter) Erlebniswelten diskutiert („Alles auf das digitale Prinzip bringen: Es scheint, als würde uns die Arbeit hierfür nie ausgehen.“, S. 243), um nur drei ganz unterschiedliche Beispiele heraus zu greifen, dann

spürt man als Lesender nicht nur die fachliche Qualifikation, sondern auch die Empathie für Kino und Film generell sowie für ganz bestimmte Attraktionen. „Die Reflexion über diese Veränderungen unserer Bildkultur – als deren populärstes Erbe das Kino gelten kann – findet jedoch nur in einem erstaunlich kleinen Fachkreis statt. Die hier versammelten Autorinnen und Autoren versuchen die Diskussion zu öffnen und das Kino auf neue Weise zu betrachten. Sie gehen den Spuren solcher Transformationsprozesse nach und beziehen kontroverse Standpunkte.“ (S. 9), schreibt Kloock im Vorwort. Dieser Ansatz gelingt Kloock und ihren Expertinnen und Experten umfassend und unterhaltend – im Grunde also mit demselben Effekt wie gut gemachtes Kino.

Noch umfassender, nämlich auf weit über 800 Seiten, setzt sich der mittlerweile an der Universität Mainz lehrende Filmwissenschaftler Jens Eder mit Film auseinander. Das Buch *Die Figur im Film* ist eine Ausweitung seiner Dissertation an der Universität Hamburg. Entgegen einer schnellen Publikation dieser Qualifikationsarbeit hat sich Eder die verdienstvolle Mühe gemacht, seine Ideen und Konzepte ausführlich darzulegen und zu diskutieren. Letzteres tut er, wie Eder im Vorwort selbst so schön beschreibt, „mit einem mehrstimmigen inneren Publikum: Filmtheoretikern wird mein Buch vermutlich zu unpräzise sein, Filmpraktikern zu kompliziert, Cineasten zu beispielarm, Kulturanalysen zu unkritisch, Psychologen zu semiotisch, Semiotikern zu psychologisch usw.“ (S. 10). Mit etwas mehr Distanz kann man zu Eders Vorgehensweise sagen, dass er schlichtweg nicht versucht hat, es all diesen Positionen Recht zu machen, sondern, ein „Gelenk zwischen verschiedenen Diskursen“ (S. 10) zu konstruieren.

Der selbst auch im Drehbuch- und Texterbereich tätige Eder nimmt sich dem zentralen Aufmerksamkeitsanker von Film an, nämlich der Figur bzw. den verschiedenen Figuren und begibt sich damit in die bisher im deutschsprachigen Raum noch immer wenig beachtete Analyse von Personen, Figuren und auch Stars. Dabei steht die fiktive Figur, das fiktive Wesen, in den Filmwelten im Fokus Eders. Ausgiebig leitet Eder seine Konzepte aus Forschungen zur Figur von Aristoteles bis heute her und steckt das weite Feld der Figurenkonstruktion von Produktion bis Rezeption und Weiterverarbeitung ab (*Teil I: Theoretische Grundlagen*). Anschließend skizziert Eder sein praxisnahes Analysemodell, die „Uhr der Figur“ (S. 131ff., hier vor allem S. 141), welches Ana-

lysen der Gestaltung, Körper/Persönlichkeit/Sozialität, indirekter Bedeutungen und kommunikativer Ursachen und Wirkungen verbindet (*Teil II: Wie untersucht man Figuren?*). Ausgerollt werden diese Kapitel dann in den folgenden Kapiteln: *Teil III: Figuren als fiktive Wesen* beschäftigt sich mit Modellen, Eigenschaften und Rezeption von Figuren, Personen, Persönlichkeiten und Menschenbildern, *Teil IV: Figuren als Artefakte* spezifiziert diese Konzepte dann auf filmische Sinnlichkeit und Dramaturgie, *Teil V: Figuren im Kontext: Handlung und Konstellation* liefert die notwendige Kontextualisierung zu Motiven, Identitäten und vor allem Positionen von Figuren, *Teil VI: Figuren als Symbole und Symptome* behandelt in einer Art Exkurs die Referenzen und Wirklichkeiten der Figuren, bevor schließlich in *Teil VII: Figuren und Zuschauer. Imaginative Nähe und emotionale Anteilnahme* über die Perspektivität und Emotionalität (z.B. Nähe und Distanz) reflektiert wird. Die Studie Eders mündet in Fragen für ganz konkrete Filmfigurenanalysen, die zum einen wieder an den Anfang seiner eigenen Überlegungen anknüpfen oder zum anderen auch übertragbar auf andere Untersuchungen nicht nur zu Filmen, sondern etwa auch Fernsehen, Popmusik oder Kunst erscheinen.

Abgesehen vom großen Mut, sich die Zeit und Konzentration zu nehmen, seine zahlreichen Aspekte sauber und grundlegend her- und darzustellen, ist Eders gewichtiges Buch mit Sicherheit ein Wegweiser für zukünftige Studien zu Figuren (sowie zu Zuschauern und Kontexten). Wie anschlussfähig Eders Ausführungen sind, zeigt jüngst der von den Medienwissenschaftlern Rainer Leschke und Henriette Heidbrink herausgegebene Sammelband *Formen der Figur* (UVK 2010), in dem Eder in seinem Beitrag die Konzepte auf die Figur in der Werbung transferiert und Henriette Heidbrink wiederum sich Eders Thema der Filmfigur in Referenz auf ihn annimmt.

Nicht unerwähnt soll eine Spezifik der großen Studie von Eder bleiben: Im Inhaltsverzeichnis hat der Verfasser die eher theorielastigen Kapitel mit einem „(T)“ gekennzeichnet. Ob dieser Service hilfreich oder abschreckend ist, müssen die Lesenden selbst entscheiden. Insbesondere Eders film- und medientheoretische Überlegungen sind schließlich eine Stärke seiner Analyse und sollen unbedingt gelesen und nicht negativ als „theoriehaltig“ abgeurteilt werden.

Mit diesen beiden so unterschiedlichen Bänden wird jedem auch nur annähernd an Kino und Film interessierten Betrachtenden die ganze, wei-

te und tiefgehende Komplexität sowohl illustrierend als auch präzise analysierend aufgeschlüsselt. Um es mal etwas alltagssprachlich zu formulieren: Kloocks und auch Eders Band sollten im (realen oder digitalen) Wohnzimmer liegen, stehen oder gespeichert sein, wenn man sich etwa derart reflexiven Filmen wie David Lynchs *Inland Empire* oder Quentin Tarantinos *Inglorious Basterds* und ihrem aufsehenerregenden Meta-Film widmet.

Christoph Jacke, Paderborn

MATTHIAS KARMASIN / DANIELA SÜSSENBACHER / NICOLE GONSER (Hrsg.): *Public Value. Theorie und Praxis im internationalen Vergleich*. Wiesbaden: VS Verlag 2011, 287 Seiten.

Der vorliegende Sammelband verspricht in seiner Zielsetzung theoretische und praktische Sichtweisen zum Phänomen Public Value. Damit stellt er eine gute Basis für weitergehende integrative Forschung dar, die in einem „Kritischen Ausblick“ eingefordert wird. Der Band versammelt dazu vorrangig die „üblichen Verdächtigen“ zum Thema Public Value, die um einige weitere Autoren ergänzt werden. Da dies Vertreter des privaten kommerziellen Rundfunks (Markus Breitenecker) und des freien Radios sind (Helmut Peissl), ist dies besonders hervorzuheben. Gerade die VertreterInnen aus der Praxis liefern – aufgrund ihrer beruflichen Positionen – viel Erwartbares, was aber deswegen nicht minder interessant ist.

Die Beiträge befassen sich zentral mit der Entstehung und der Bedeutung von Public Value, mit Motiven und Gründen, warum Public Value wichtig und richtig ist, gerade der Legitimationsaspekt von Public Value für öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten zieht sich durch zahlreiche Artikel. Insgesamt liefert der Band damit eine gute, in die Tiefe gehende Darstellung zum aktuellen Stand der Public Value-Forschung, der alle derzeit diskutierten Perspektiven ausführlich erfasst. Auch einige internationale Standpunkte werden berücksichtigt. Was der Band nicht liefert, ist eine abschließende Definition von Public Value. Es stellt sich allerdings die Frage, ob dies möglich (oder überhaupt nötig) ist – so hilfreich dies für weitere Forschung auch wäre.

Der Band zeigt neben diesen eindeutigen Vorzügen aber auch einige grundsätzliche Defizite in der Debatte rund um Public Value, die aber als

typisch für diesen Forschungsbereich gelten können. So fehlt eine tiefer gehende Beschäftigung mit jenem Bereich, bei dem der viel geforderte Public Value ja entstehen soll: dem Publikum. Weiters wird der Bereich der Evaluation bzw. der Überprüfung, ob Public Value generiert wurde, vernachlässigt. Und schließlich wird der Zusammenhang von Qualität und Public Value nicht klar genug herausgearbeitet.

Es finden sich aber auch erste Ansätze, die diese Bereiche zumindest grundsätzlich aufgreifen, auch wenn ihnen noch zu wenig Raum eingeräumt wird. Damit ist ein erster wichtiger (!) Schritt in Richtung Aufarbeitung dieser Mängel gesetzt. Schließlich ist das Aufwerfen und Thematisieren derartiger Aspekte notwendige Voraussetzung für eine ausführliche und pluralistische Auseinandersetzung.

So wird der Bereich der RezipientInnen noch zu wenig hervorgehoben, aber immerhin in mehreren Beiträgen angesprochen. Insgesamt stellt die Diskussion vorrangig auf KommunikatorInnen, Inhalte und Legitimation ab, aber zu wenig auf die RezipientInnen. Dabei sind es doch gerade diese, bei denen die gesellschaftlich wünschens- und erstrebenswerten Values erreicht werden sollen. Neumüller bezeichnet genau jene Wirkungen, die bei der Gesellschaft entstehen, recht treffend als „Outcomes“ (S. 31), beschäftigt sich aber leider nicht weiter damit. Bauer nähert sich diesem Komplex über die Cultural Studies an, Höhn über eine medienkulturelle Sichtweise, die stark ausdifferenzierte Publika herausstreicht. Beide Zugänge können als sehr lohnend betrachtet werden. Leider bleiben diese zentralen Aspekte bei allen AutorInnen nur knapp diskutierte Themen, denen aber kaum die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Scherer hingegen stellt erfreulicherweise die dem Public Value-Begriff „inhärente Publikumperspektive“ (S. 127) konsequent in den Mittelpunkt, greift dabei aber dennoch etwas zu kurz, indem er die Beteiligung des Publikums im Wesentlichen auf die Vorstellungen und Urteile der RezipientInnen konzentriert und dabei gleichzeitig das Misstrauen in den Publikumsgeschmack anführt. Eine Überprüfung, ob gesellschaftlich relevante Werte beim Publikum generiert wurden, müsste über Fragen der Akzeptanz und Nachfrage hinausgehen.

In Zusammenhang mit der Auffassung, dass Public Value Werte bedeuten sollen, die bei den RezipientInnen entstehen können, steht auch

die Frage, welche Institutionen derartige Werte hervorrufen können. Bauer beispielsweise wehrt sich ausdrücklich dagegen, dass Public Value als „Institutionenprivileg“ (S. 60) verstanden wird und hält klar fest, dass auch andere als öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten in der Lage sind, entsprechende Inhalte zur Verfügung zu stellen. Von besonderem Interesse und sehr anregend ist hier der Beitrag von Trommershausen, die das Hervorrufen von Public Value durch TIME-Unternehmen (konvergente Unternehmen aus den Branchen Telekommunikation, Information, Medien und Entertainment) diskutiert.

Auch der Bereich der Evaluation/Überprüfung von Public Value wird zu wenig thematisiert. Die Probleme dabei (v. a. in einer tatsächlichen Umsetzung) liegen auf der Hand, umso mehr, wenn nicht nur Programminhalte, sondern auch das Publikum als Kristallisationsebene von Public Value berücksichtigt werden sollte. Evaluation wird als grundsätzlich wünschenswert und eigentlich unumgänglich angesehen, die Forderungen nach Überprüfung gehen allerdings selten über allgemeine Statements hinaus. Karmasin etwa streicht die grundsätzliche Notwendigkeit von „operativen Zielvorgaben“ (S. 23.), die Public Value umsetzbar und messbar machen, klar heraus. Rath fordert Public Values als „operationalisierte Handlungsziele“, die auch einer öffentlichen Überprüfung zugänglich sein sollten (S. 51).

Nähere Ausführungen über die dafür notwendigen Operationalisierungen bleiben allerdings alle AutorInnen schuldig. Auch die Frage, wer denn für eine Evaluation zuständig ist, bleibt unbeantwortet, wenngleich Höhn diesen Aspekt im Zusammenhang mit Macht und Dominanz zumindest kurz thematisiert (vgl. S. 80).

Die offenkundigen Schwierigkeiten bei der Operationalisierung und Messung dürfen allerdings nicht zu der grundsätzlichen Behauptung führen, Public Value könne gar nicht gemessen werden. Gerade hier sind KommunikationswissenschaftlerInnen gefordert, der Praxis Angebote an wissenschaftlich fundierten, gesellschaftlich relevanten und systematischen Evaluationsinstrumenten zu machen. Allgemeine Ausführungen über und Bezugnahme auf einen Public Value- oder einen Drei-Stufen-Test sind hier bei weitem nicht ausreichend (etwa Latzl).

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass in verschiedenen Beiträgen verschiedene Kategorien präsentiert werden, die Public Value konstatieren. So wenig es wünschenswert ist, dass Public Value krampfhaft zu einer statischen Größe definiert wird, so notwendig wären für eine

Evaluation von Public Value und insbesondere für einen internationalen Vergleich vergleichbare Kategorien, die auch mit vergleichbaren Instrumenten erhoben werden. Ein derartiger (mutiger!) Versuch wäre sehr zu begrüßen.

Ein weiterer, hoch interessanter und noch lange nicht ausreichend behandelter Aspekt umfasst den Zusammenhang (oder sogar die Gleichsetzung?) von Qualität und Public Value. Im vorliegenden Band wird von verschiedenen AutorInnen dieser Zusammenhang zumindest angeführt und zum Teil auch schon detaillierter behandelt und verschiedene relevante Dimensionen herausgearbeitet (so bei Steininger/Woelke, von Rimscha/de Acevedo/Siegert bzw. Troxler/Gonser). Der Begriff Qualität bleibt dabei aber stets noch unklarer als jener des Public Value.

Insgesamt konzentrieren sich die Beiträge des Sammelbandes vorrangig auf bereits bekannte Be-

trachtungsweisen von Public Value und dringen zu wenig in bisher noch nicht etablierte Perspektiven vor. Und schließlich wird eine Hoffnung auch in diesem Band nicht erfüllt: Gibt es neben der BBC wirklich keine andere Rundfunkanstalt, die – in der Emanzipation vom Prototypen (vgl. Bauer, S. 60) – als Beispiel für die Public Value-Debatte herangezogen werden könnte?

So bleibt festzuhalten, dass sich nach der Lektüre des Buches auf Basis der diskutierten Aspekte zahlreiche weitere Fragen auf diesem noch immer jungen Forschungsgebiet aufdrängen. Und das ist für ein wissenschaftliches Werk doch eigentlich sehr gut so.

Julia Wippersberg, Wien

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

medien & zeit

Schopenhauerstraße 32
A-1180 Wien

Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien